

Der Eroberer im literarischen Urteil: Alexanders Wille und die Legitimation von Herrschaft in der mittelhochdeutschen Alexanderdichtung (»Straßburger Alexander« u. a.)

Christiane Witthöft (Erlangen-Nürnberg)

Im Jahr 1558 legt Hans Sachs Alexander dem Großen die Frage in den Mund, wie er nach der Eroberung Indiens erfolgreich, [*m*]it *iedermans freundschaft und gunst*¹⁾, regieren könne. In Worten lautet die Antwort des weisen Kalanus, dass ein sanftmütiges Regiment das beste Rezept wäre. Auf die zweite Frage aber, wie er denn einen zukünftigen Landverlust verhindern könne, folgen keine Worte, sondern Taten. Der gefragte Gymnosophist trägt umgehend ein trockenes Fell auf die Bühne, um sein Wissen über die wirksame Macht einer beständigen und zentralen Herrschaft sinnbildlich in Szene zu setzen. Die Bühnenanweisung lautet:

Kalanus bringet ein dürre haudt, würfft die an die erdt, tridt an eim ort darauff, so schnabt die haut am andern ort auff; so tridt er ans ander ort, so schnabt das ort auff; zu letzt steht er mitten drauff, so ligt die haudt stil [...]²).

Auf die Nachfrage des verständnislosen Alexanders – »*Der bedeutung ich nit versthe. / Ich bit, mir des erklere me.*« (S. 517, V. 9 f.) – erläutert der Weise, dass er gezeigt habe, wie Alexander ohne Ruhe und Rast erobert habe, aber erst wenn er selbst im Zentrum seines Reiches verweile, werde dieses, sprich das Leder, ruhig bleiben und nicht mehr an allen Enden und Ecken »aufschlagen«: Dann erst könne er friedlich regieren und die Zerschlagung des Reiches verhindern³⁾. In der Dramenverarbeitung von Hans Sachs mündet diese

1) Hans Sachs, Tragedia mit 21 personen: Von Alexander Magno, dem könig Macedonie, sein geburt, leben und endt, in: Hans Sachs. Werke. Bd. 13, hg. von Adelbert von KELLER/Edmund GOETZE (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart 149), Tübingen 1880, S. 477–529, 6. Akt, S. 516, V. 19.

2) Hans Sachs, Tragedia (wie Anm. 1), 6. Akt, S. 517.

3) *Also solt du dich auch dergleich / Setzen mitten in dein künereich, / So möchst du auch an allem endt / Halten ein friedtlich regimendt* (S. 517, V. 26–29). Vgl. zur dramatischen Inszenierung dieser Pantomime und zur »Detailspannung« Brigitte STUPLICH, Zur Dramentechnik des Hans Sachs (Arbeiten und Editio-

antike, möglicherweise in Anlehnung an Plutarch formulierte »Erzählung von der dünnen Haut«⁴⁾ in einer ›qualmenden‹ Selbstverbrennung des (allzu) ehrlichen Weisen auf der Bühne, nachdem er Alexander zudem seinen nahenden Vergiftungstod verkündet hat⁵⁾. Diese gleichnishafte Erzählung fokussiert auf den fragwürdigen Expansionsdrang Alexanders, der bereits im Prolog und Epilog des Dramas angesprochen und verurteilt wird. Hans Sachs stilisiert Alexander zu einem Tyrannen, dessen ›Durst‹ nach Eroberungen Ausdruck einer unethischen politischen Handlungsnorm ist⁶⁾. So heißt es im ersten Heroldsmonolog, dass Alexander als Tyrann Normen negiere und sich wie ein Gott anbeten lasse: *Wie er nach dem [Eroberungskrieg, C.W.] fieng an stolzieren, / Mit seim volck wardt thiranisieren, / Wie er ließ auß-gehn ein gebot, / In an zu beten als ein gott* (S. 478, V. 6–9). Alexander, der Welteroberer, dessen Beinamen ›der Große‹ sich auf die Exorbitanz seiner Eroberungsleistungen in nur zehn Jahren beziehen lässt⁷⁾, wird hier mit einer pragmatischen Herrscherlehre konfrontiert und als Negativexempel dargestellt:

Bey der histori merck ein fürst,
Welchen nach frembder herrschafft thürst
Wider ehr, recht und billigkeit,
Ahn noht und ursach kriegt und streidt,
Allein sein herrschafft zu erweitern,
Darunter doch offft geht zu scheitern. (S. 527, V. 1–8).

Diese Be- beziehungsweise Verurteilung ist in ihrer exemplarischen Simplität aber nur ein Bruchteil dessen, was sich im literarischen Echo finden lässt. Insbesondere in den

nen zur Mittleren Deutschen Literatur. N.F. 5), Stuttgart/Bad Cannstatt 1998, S. 294. Zur Einbettung dieser sinnbildlichen Performanz in den Kontext der Erkenntnisfähigkeit Alexanders vgl. Christiane WITTHÖFT, Sinnbilder der Ambiguität in der Literatur des Mittelalters: Der Paradiesstein in der Alexandertradition und die Personifikation der Frau Welt, in: Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und wissenschaftlicher Rezeption, hg. von Oliver AUGE/DERS. (Trends in Medieval Philology 30), Berlin 2016, S. 179–202, bes. S. 190 f. ch

4) Heinrich BECKER: Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster, in: Festschrift zum siebenzigsten Geburtstage Oskar Schade. Dargebracht von seinen Schülern und Verehrern, Königsberg i. Pr. 1896, S. 1–26, hier S. 26; sowie STUPLICH, Dramentechnik (wie Anm. 3), S. 296.

5) Abschließend verbrennt sich der Weise vor den Augen Alexanders, damit dieser *warhafft erkennen* kann, dass seine Angaben und Weissagungen wahr sind: *Zu warzeichen so wil ich mich / Auff-opffern und mich selb verbrennen. / Darbey du solt warhafft erkennen, / Das dir mein weisagen wirt war / Und gar nit felen umb ein har. / Ich wil gehn in das fewer nein, / Du, künig, wirst baldt bey mir sein.* (S. 518, V. 12–18).

6) Vgl. zu Aspekten in der Figurendarstellung, die einen »vielschichtigen Charakter [...]«, »eine mehrdimensionale Figur« generieren, STUPLICH, Dramentechnik (wie Anm. 3), S. 291–299, Zitate auf S. 291 und S. 299.

7) »Kaum eine Gestalt der Weltgeschichte führt diesen Beinamen so unbestritten wie Alexander« – dies hinsichtlich seiner Eroberungen, aber auch hinsichtlich seiner Rolle als »Wegbereiter einer neuen Geschichtepepoche«. Hans-Ulrich WIEMER, Alexander der Große, 2., neu bearb. Aufl., München 2015, S. 10. Vgl. auch ebd., S. 89–173 und S. 191.

vorausgehenden Jahrhunderten zeichnet die mittelhochdeutsche Literatur ein deutlich komplexeres Bild des Eroberers.

Für die grundlegende Fragestellung des Tagungsbandes, die sich auf die ›Formen, Ziele und Probleme der Eroberungspolitik im Mittelalter‹ bezieht, liegt es daher nahe, Alexanders ›epochale‹ Expansionspolitik bis zu den Toren des Paradieses in den Mittelpunkt eines literaturwissenschaftlichen Beitrages zu stellen⁸⁾. Meine Überlegungen sind dafür ganz grundlegend einem Postulat von Roland Barthes geschuldet, der in seiner Antrittsvorlesung über das spezielle Moment der literarischen Wissensvermittlung formulierte, dass die Literatur nicht naiv behaupte, »daß sie etwas weiß, sondern, daß sie *von* etwas weiß«⁹⁾. Pointiert wird also, dass in der Literatur gerade die Bedingungen reflektiert werden, mit denen sich Wissen Geltung verschafft, und dies auch in Bezug auf die Legitimierung von Eroberungen. Die zugrundeliegenden Bedingungen beziehen sich unter anderem auf die inneren Eigenschaften des Eroberers, auf »psychische[] Merkmale« und »geistige[] Qualitäten«, wie sie Robert Bartlett für das Bild der normannischen Eroberer aufgrund »ihre[r] Entschlossenheit, ihre[r] Tatkraft (*strenuitas*)« nachzeichnete¹⁰⁾. Für die literarische Beurteilung der Figur des Eroberers scheinen mir diese (kognitiven) Fähigkeiten, und insbesondere der Aspekt der Willensstärke, von zentraler Bedeutung zu sein. Die Heterogenität des literarischen Urteils über den makedonischen Herrscher wiederum bietet einen guten Anlass, um in einem (diachronen) Längsschnitt die unterschiedlichen,

8) »Insofern und solange man die Geschichte Europas von Griechenland und Rom herleitet, kann kein Zweifel bestehen, daß der Alexanderzug epochemachend gewirkt hat. Diese Feststellung reicht jedoch nicht aus, um zu einem Urteil über die historische Bedeutung Alexanders zu gelangen«. WIEMER, Alexander (wie Anm. 7), S. 13. »Wo immer der Umfang von Eroberungen für den Beweis historischer Größe genommen wird, gilt Alexander mit Recht als einer der Größten, wenn nicht der Größte der Sterblichen.« Ebd., S. 9.

9) Roland BARTHES, *Leçon/Lektion*. Antrittsvorlesung am Collège de France, übers. von Helmut SCHEFFEL (edition suhrkamp 1030), Frankfurt a. M. 1988, S. 27. Mit diesem Zitat setzt sich Anne-Kathrin REULECKE, *Der Thesaurus der Literatur. ›Semiotropische‹ Perspektiven auf das Verhältnis von Literatur und Wissen*, in: *Von null bis unendlich. Literarische Inszenierungen naturwissenschaftlichen Wissens*, hg. von DERS. (*Literatur – Kultur – Geschlecht* 48), Köln u. a. 2008, S. 7–16, hier S. 10, auseinander: »Die Literatur wird in den Rang einer bedeutenden Wissensform gestellt, weil sie Fakten gerade nicht einfach akkumuliert oder objektiviert, sondern weil sie die Bedingungen des Wissens – in einem ›Räderwerk der endlosen Reflexivität‹ – immer auch mitthematisiert, weil sie die unterschiedlichen Weisen der Erkenntnis miteinander vergleicht und ins Verhältnis setzt«.

10) Robert BARTLETT, *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350*, München 1998, S. 109. Vgl. auch Udo FRIEDRICH, *Held und Narrativ. Zur narrativen Funktion des Heros in der mittelalterlichen Literatur*, in: *Narration and Hero. Recounting the Deeds of Heroes in Literature and Art of the Early Medieval Period*, hg. von Victor MILLET/Heike SAHM (*Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 87), Berlin/Boston 2014, S. 175–194, hier S. 186.

diskursiven Rechtfertigungen für Eroberungen zu verfolgen, wie es im Exposé zur Tagung als Desiderat formuliert wurde.

* * *

Die ›Biographie‹ Alexanders des Großen wurde zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert in einigen volkssprachigen Versionen wiedererzählt. Alexanders Eroberungen, »vom Hellespont an den Indus und zurück nach Babylon«¹¹⁾, können dabei als »gesetzte Tatsachen« verstanden werden. Der breite Fundus an bekannten spätantiken Quellen, oder aber das biblische Wissen um die Weltreichlehre¹²⁾, führte in der Ereignis- und Handlungsfolge der Texte zu einer »stoffliche[n] Gleichförmigkeit«¹³⁾, derer ungeachtet die Herrscherfigur in ihren Sinnzuschreibungen in unterschiedlicher Art und Weise gebändigt wird. Jeder mittelhochdeutsche Text setzt für sein literarisches Urteil über die Figur des Eroberers die »semantischen Isotopie[n]« eigenständig fest, die sich an theologischen, gesellschaftlich-politischen oder ethischen Ideen orientieren können¹⁴⁾. Je nach Fassung, so Hartmut Bleumer, schwanke der Alexanderroman »zwischen einem die gegenläufigen Lesarten der Geschichte austarierenden Eroberungsnarrativ und einem Entdeckungsbericht«¹⁵⁾. Das Bild des ›Eroberers‹ ist folglich sehr ungleichartig¹⁶⁾, wenn die Eroberungen variierend aus dem Blickwinkel eines heidnischen Herrschers, höfischen Ritters, gnadenlosen Heerführers oder hochmütigen Sünders beurteilt werden¹⁷⁾. Insbesondere Alexanders Greif-

11) WIEMER, Alexander (wie Anm. 7), S. 182.

12) Vgl. Jan CÖLLN, Der Heide als Vorbild für christliche Weltherrschaft. Zur geistlichen Funktionalisierung Alexanders in Lambrechts Dichtung, in: Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529, hg. von Udo SCHÖNING, Göttingen 2000, S. 86–101, hier S. 86.

13) Karl STACKMANN, Die Gymnosophisten-Episode in deutschen Alexander-Erzählungen des Mittelalters, in: PBB 105 (1983), S. 331–355, hier S. 331.

14) Hartmut BLEUMER, Historische Narratologie, in: Literatur- und Kulturtheorie in der Germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch, hg. von Christiane ACKERMANN/Michael EGERDING, Berlin/Boston 2015, S. 213–274, hier S. 226: »Die thematische Komposition der Erzählung bildet so letztlich die Interpretationsfigur zur semantischen Isotopie des Geschehens und deren spezifizierenden Wertbesetzungen durch die Geschichte«.

15) BLEUMER, Narratologie (wie Anm. 14), S. 225. Vgl. auch Hartmut BLEUMER, Alexanders Welt. Geschichte und Bild zwischen *historia* und Roman, in: Geschichtsentwürfe und Identitätsbildung am Übergang zur Neuzeit. Bd 1. Paradigmen personaler Identität, hg. von Ludger GRENZMANN/Burkhard HASEBRINK/Frank REXROTH (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 41/1), Berlin/Boston 2016, S. 193–219.

16) Vgl. Elisabeth LIENERT, Deutsche Antikenromane des Mittelalters (Grundlagen der Germanistik 39), Berlin 2001, S. 29 und S. 68 f.; CÖLLN, Heide (wie Anm. 12), S. 86. Zu den heterogenen Alexanderbildern der griechischen und lateinischen Autoren vgl. WIEMER, Alexander (wie Anm. 7), S. 16–38.

17) Vgl. Udo FRIEDRICH, Überwindung der Natur. Zum Verhältnis von Natur und Kultur im *Straßburger Alexander*, in: Fremdes wahrnehmen – fremdes Wahrnehmen. Studien zur Geschichte der Wahrnehmung

enflug als Sinnbild der *superbia* ist bekannt¹⁸). Ganz grob lässt sich daher das in der Literatur dargelegte Urteil zwischen zwei Polen aufspannen: Einerseits findet sich die Darstellung des maßlosen Eroberungswahnes eines Tyrannen, dessen Taten ungerechtfertigt erscheinen, andererseits die Darstellung eines heilsgeschichtlich motivierten, ruhmvollen Verhaltens im Sinne eines positiven Fürstenspiegels, schließlich ist Alexanders Eroberungszug auch Voraussetzung für den Wechsel ins dritte Weltreich¹⁹). Gründe für die Heterogenität des literarischen Alexanderbildes sind zahlreich und in der Forschung bereits ausgewiesen. Zu nennen sind Stoff- und Motivtraditionen unterschiedlicher Herkunft, etwa aus den griechischen und lateinischen Alexanderromanen (›Pseudo-Kallisthènes‹; Leo von Neapel, ›Historia de preliis‹, Julius Valerius, ›Res gestae Alexandri Macedonis‹), den Reiseberichten und der Briefliteratur, den enzyklopädischen und historiographischen Werken (Curtius Rufus), aber auch aus volkssprachigen Texttraditionen (etwa Walter von Châtillon, ›Alexandreis‹), der Fürstenspiegeltradition, den Exempeln und der Bibel (erstes Makkabäer-Buch, Buch Daniel)²⁰). So finden sich konkurrierende Erzählmuster etwa hinsichtlich des antiken und mittelalterlichen Geburtsmythos oder allgemeiner hinsichtlich unterschiedlicher Normkontexte, die Einfluss auf heroische, heidnische, heilsgeschichtliche oder höfische Konturen im Bild des Helden haben (Friedrich)²¹).

Angesichts dieser Punkte wird schnell deutlich, dass die in der Forschung bemühte Differenzierung in eine »höfisch-weltlich« beziehungsweise »geistlich« ausgerichtete

und zur Begegnung von Kulturen in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von Wolfgang HARMS/C. Stephen JAEGER, Stuttgart/Leipzig 1997, S. 119–136, bes. S. 120.

18) Vgl. Hans HOLLÄNDER, Alexander: *Hybris* und *Curiositas*, in: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongressakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbands, hg. von Willi ERZGRÄBER, Sigmaringen 1989, S. 65–79; sowie Hartmut KUGLER, Alexanders Greifenflug. Eine Episode des Alexanderromans im deutschen Mittelalter, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 12 (1927), S. 1–25.

19) Vgl. Hartmut KUGLER, Alexander der Große und die Idee der Weltherrschaft bei Rudolf von Ems, in: Der Herrscher. Leitbild und Abbild in Mittelalter und Renaissance, hg. von Hans HECKER, Düsseldorf 1990, S. 99–120, bes. S. 100 f.; Trude EHLERT, Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte (Europäische Hochschulschriften 1174), Frankfurt a.M. 1989, bes. S. 274 f.; sowie Rolf BRÄUER, Alexander der Große. Der Mythos vom unbesiegbaren Eroberer der Welt als Vorbild, Warnung und pejoratives Exempel, in: Herrscher, Helden, Heilige, hg. von Ulrich MÜLLER/Werner WUNDERLICH (Mittelaltermythen 1), St. Gallen 2001, S. 3–20, bes. S. 3.

20) Zu den Quellen vgl. zusammenfassend LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 26–30; sowie Herwig BUNTZ, Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, Stuttgart 1973. Vgl. zu gegensätzlichen Deutungsmustern auch Jan CÖLLN, Arbeit an Alexander. Lambrecht, seine Fortsetzungen und die handschriftliche Überlieferung, in: Alexanderdichtung im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen, hg. von Jan CÖLLN/Susanne FRIEDE/Hartmut WULFRAM (Göttinger Sonderforschungsbereich 529, Serie A: Literatur und Kulturräume im Mittelalter 1), Göttingen 2000, S. 162–207, bes. S. 176 f.

21) Vgl. FRIEDRICH, Überwindung (wie Anm. 17), S. 120; sowie DERS., Held (wie Anm. 10), S. 184.

Alexanderdichtung vereinfachend und wenig hilfreich ist²²⁾. Auch lassen sich die Gleichungen ›geistliche Literatur gleich negatives Alexanderbild‹ und ›weltliche Dichtung gleich positives‹ nicht aufrechterhalten, so dass Rüdiger Schnell in diesem Zusammenhang schon vor einigen Jahren zu Recht vor der Idee einer klaren historischen Entwicklung des Alexanderbildes warnte²³⁾: Es träfe nicht zu, dass bis zum 12. Jahrhundert die negativen Bewertungen, im 12./13. Jahrhundert die positiven und im 14./15. Jahrhundert wieder eher negative Bewertungen vorherrschend seien²⁴⁾. Folglich lässt sich das Bild des Eroberers nicht einfach in feste zeitliche oder gattungsbedingte Traditionen einordnen, es entzieht sich vielmehr konkreten Zuschreibungskriterien. Dies lässt sich unter anderem damit begründen, dass sich der ›Weltbezug‹ in der Alexanderdichtung nicht an generellen, kollektiven Normen ausrichtet, sondern an denen eines einzelnen Helden (Hübner)²⁵⁾. Daher lässt sich von einem ›Eroberungsnarrativ‹ sprechen, wobei Narrative mit Udo Friedrich als »geschlossene Erzählsequenzen mit je eigenen Axiologien und Finalitäten‹ zu verstehen sind²⁶⁾. Das trifft auf das Narrativ des Eroberers zu. Die genannte Axiologie bezieht sich im Kontext einer agonalen Gesellschaftsstruktur insbesondere auf das Zusammenspiel zwischen dem Eigenwillen, der Willensstärke des Eroberers und den allgemeinen Normen und Werten des textinternen Kollektivs²⁷⁾.

Im Mittelhochdeutschen lässt sich die ›Entschlossenheit und Tatkraft‹ des Eroberers mit den Substantiven *muot* und *wille* greifen²⁸⁾. Insbesondere der Quellenbegriff *wille* (*voluntas*), der eine breite Semantik aufweist und auch als Tugendbegriff zu fassen ist, dient mir zuvörderst als heuristisches Hilfsmittel²⁹⁾. Der Wille lässt sich zunächst ganz

22) So kritisch Rüdiger SCHNELL, Der ›Heide‹ Alexander im ›christlichen Mittelalter‹, in: Kontinuität (wie Anm. 18), S. 45–63, hier S. 48.

23) SCHNELL, ›Heide‹ (wie Anm. 22), S. 49 und S. 53. Vgl. ebd., S. 55, zur »Bewertungstrias geistlich-negativ, weltlich-positiv und historiographisch-neutral«.

24) SCHNELL, ›Heide‹ (wie Anm. 22), S. 49.

25) »In den Alexanderdichtungen ist der menschliche Werkbezug dagegen nicht normativ konstruiert. Er ist, wie er ist; und er ist der des einzelnen: Das Handeln des Protagonisten erscheint [...] kaum je als ein vom Kollektiv maßgeblich beeinflusstes Handeln.« Gert HÜBNER, Kognition und Handeln im *Vorauer Alexander*, im *Straßburger Alexander* und im *König Rother*, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 242 (2005), S. 241–258, hier S. 256; vgl. auch ebd. S. 257 mit Anm. 30.

26) FRIEDRICH, Held (wie Anm. 10), S. 185. Der Gründungsmythos des Alexanderromans aus der fernen Vergangenheit liefere »dem mittelalterlichen Adel die Matrix für Narrative mittlerer Reichweite aus der eigenen Zeit, z. B. Eroberungen. [...] Eroberung und Unterwerfung aber sind im Gegensatz zur Genealogie teleologisch ausgerichtete Prozesse«. Zum Eroberungsnarrativ in der Alexanderdichtung vgl. auch BLEUMER, Narratologie (wie Anm. 14), S. 225.

27) FRIEDRICH, Held (wie Anm. 10), S. 185 f., verweist zudem auf die »kollektive Eroberungsmentalität« nach BARTLETT, Geburt (wie Anm. 10).

28) Vgl. Matthias LEXER, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. 1, Stuttgart 1974, Sp. 2241 f.; Bd. 3, Stuttgart 1974, Sp. 888 f.

29) Im weiteren Sinne lassen sich ihm auch konkretere Tugenden, positive Einstellungen zuordnen.

grundlegend als Bezeichnung »für die Fähigkeit eines Akteurs [verstehen], sich überlegtermaßen Ziele zu setzen und diese planmäßig zu verfolgen«³⁰⁾:

»Im Verlauf seiner komplexen Begriffsgeschichte bezeichnet ›W.‹ mindestens drei Teilaspekte: a) ein rationales Streben (s.d.); insofern ist vom W. innerhalb der Debatte um Handlungsmotive, Impulse, Begierden oder Wünsche und um die Rationalität oder Irrationalität von Zwecken und Handlungszielen die Rede; b) ein Dezisionsvermögen; insofern erscheint der Ausdruck in Diskussionen um Freiheit (s.d.), Schicksal (s.d.), Determination, Absichtlichkeit und Zurechnung (s.d.); c) ein psychisches Antriebspotential; insofern findet er Verwendung in moralpsychologischen Diskussionen um Willensschwäche (s.d.) und W.-Kraft oder W.-Stärke.«³¹⁾

Mit diesem Ansatz lässt sich der Wille als eine psychische Antriebskraft, als eine innere Disposition verstehen. Zudem aber, und das ist im Kontext von Herrschaftsdarstellungen in der mittelalterlichen Literatur ausschlaggebend, als ein »rationales Streben«, welches mit Fragen der Determination in Verbindung gebracht wird³²⁾. Alle drei Teilaspekte sind für die handlungsdominierende Figur des Eroberers relevant. Die Literatur bezieht sie indirekt in ihre Reflexionen über die Herrschaftsformen der Zeit ein, die »als rechtlich verankerte Möglichkeit[en]« zu verstehen sind, »den Willen anderer zu lenken«³³⁾. Gerade mit dem zuletzt genannten Aspekt setzt sich das literarische Urteil über den Eroberer kritisch auseinander.

Für die Bedeutsamkeit des Willens findet sich eine pointierte Darstellung in Jans' von Wien ›Weltchronik‹ (um 1280). In dieser wird der Eroberungszyklus Alexanders mit dem zweifachen Hinweis auf seinen Willen zusammengefasst: *er zerfuort Cyrum die stat, / wan in des sîn wille bat* (V. 18957 f.); *ez was ein wunderlich geschibt, / daz er den andern* [gemeint ist der Perserkönig Darius, C.W.] *dô sluoc, / wan in sîn will dar zuo truoc. / er betwanc ouch geliche / alliu künicrîche / unz an daz paradîs.* (V. 18968–18973)³⁴⁾. Von seinem eigenen Willen angetrieben erobert Alexander die ganze Welt, löst das persische Weltreich tatkräftig ab und beendet seine Taten vor den Toren des Paradieses³⁵⁾.

30) Christoph HORN, Wille, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim RITTER u. a., Bd. 12, Basel 2004, Sp. 763–769, hier Sp. 763. Oder: »Wille, im Gegensatz zu Trieb und Drang der geistige Akt, durch den ein (als solcher erkannter) Wert bejaht oder erstrebt [...] wird.« Justus STRELLER, Wille, in: Philosophisches Wörterbuch. Begründet von Heinrich SCHMIDT, elfte Auflage, völlig Neubearbeitet von Dems., Stuttgart 1951, S. 628 f. »Der W. kann sich nur auf (subjektiv) Wertvolles richten [...]; er ist daher abhängig von der individuellen Wertrangordnung.« Ebd.

31) HORN, Wille (wie Anm. 30), Sp. 763.

32) Ebd. Zu den mittelalterlichen Diskussionen um den ›Willen und die Vernunft‹ s. ebd., Sp. 771 f.

33) Klaus SCHREINER, »Correctio principis«. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis spätmittelalterlicher Herrscherkritik, in: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, hg. von František GRAUS (Vorträge und Forschungen 35), Sigmaringen 1987, S. 203–256, hier S. 206.

34) Jansen Enikels Werke, Weltchronik, hg. von Philipp STRAUCH, Nachdruck der Ausgabe Hannover 1891 (MGH Dt. Chron. III,1), München 1980.

35) Am Paradies angekommen, soll er dann zur Vernunft gebracht werden. Julia WEITBRECHT, Bewegung – Belehrung – Bekehrung: Die räumliche und emotionale Kodierung religiöser Erkenntnis im Straßburger

Mit den Quellenbegriffen *wille*, aber auch *muot* lassen sich also ganz gezielt Handlungsabsichten bezeichnen³⁶), die nicht auf Kompromisse ausgerichtet sind, sondern allein auf die gewaltvolle Durchsetzung der eigenen Absicht: »Gewaltkommunikation heißt dann die Durchsetzung genau einer Absicht, eines Willens, freie Kommunikation wäre hingegen zu verstehen als gleichberechtigte Abstimmung von Interessen bzw. Aushandlung von Kompromissen«³⁷). Und hier setzt meine Analyse an. Denn die Kognitionsleistung der Willenskraft wird in allen Erzählungen zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert zum zentralen Thema – gerade auch, um zwischen Tyrann und Welteroberer zu differenzieren. In Auseinandersetzung mit diesem Motiv lassen sich Schwierigkeiten in der diskursiven Rechtfertigung von Eroberungen finden, da der Wille immer auch den Spannungen zwischen einem christlichen Weltbild und den höfischen, kriegerischen, ja feudalen Normen ausgesetzt ist. Basiert der Wille zur Eroberung also auf dem Willen Gottes, auf der heroischen Natur oder aber auf einer allgemeinen ›politischen‹ Vernunft? Ersichtlich werden die unterschiedlichen Erzählintentionen immer dann, wenn Alexanders Wille auf Widerstand stößt. Im Mittelpunkt steht daher der frühhöfische ›Straßburger Alexander‹ (12. Jahrhundert), einbezogen werden zudem die beiden Alexanderromane Rudolfs von Ems und Ulrichs von Etzenbach (beide 13. Jahrhundert) und abschließend der ›Alexander‹ von Johann Hartlieb (15. Jahrhundert).

I.

Der frühhöfische ›Straßburger Alexander‹ und sein Protagonist sind keiner festen Gattungstradition verpflichtet. Im »Syntagma des biographischen Entwurfs« finden sich gegensätzliche »paradigmatische Konzepte« eines kriegerischen Heros, adligen Ritters oder auch neugierigen Grenzüberschreiters – Oppositionen durchziehen das Werk und die

Alexander, in: Zwischen Ereignis und Erzählung. Konversion als Medium der Selbstbeschreibung im Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von DERS./Werner RÖCKE/Ruth von BERNUTH (Transformationen der Antike 39), Berlin/Boston 2016, S. 109–123, hier S. 118, spricht von einer »christliche[n] Einhegung seines Eroberungsdranges«.

36) Vgl. dazu HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 243: »Erstens wird die Analyse der Kognitionsdarstellung von Signalen an der Textoberfläche angeleitet, also von Kognitionsverben, expliziten Bezugnahmen auf innere Zustände und Prozesse im Zusammenhang mit Substantiven wie *berze*, *muot* oder *wille*, expliziten Angaben von Handlungsgründen und Handlungsabsichten. Interpretativ erschließbare oder unterstellbare Kognition ist kein Gegenstand der Untersuchung. Der Text selbst muß explizit ›psychologisieren‹; es reicht indes, wenn er dies nur knapp tut«.

37) Ralf SCHLECHTWEG-JAHN, Hybride Machtgrenzen in deutschsprachigen Alexanderromanen, in: Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters, hg. von Ulrich MÖLK (Göttinger Sonderforschungsbereich 529. Internationalität nationaler Literaturen, Serie A: Literatur und Kulturräume im Mittelalter 2), Göttingen 2002, S. 267–280, hier S. 271, in Auseinandersetzung mit Thesen von Niklas Luhmann.

Figurengestaltung, so Udo Friedrich³⁸). Frei von einseitigen Normen entwirft der Text die Figur des Eroberers mitsamt seinen (kognitiven) Fähigkeiten³⁹). Bereits im Prolog richtet sich der Fokus auf den *willen* des wundersamen Alexanders (*wunderliche Alexander*, V. 47), der zum Anlass des Erzählens wird. Denn obgleich es zahlreiche andere, mächtige Könige in Griechenland gegeben habe, wird Alexanders Alleinstellungsmerkmal sofort genannt: Es handelt sich explizit um die Durchsetzungsfähigkeit seines Willens; kein anderer Herrscher habe seinen Willen so umgesetzt wie er:

Ir ne wart aber nie nehein sîn genôz,
 di mit listen oder mit mehten
 irin willen ie sô vollenbrêhten
 sô aber dirre selbe man,
 umbe den ich dieser rede began (V. 60–64)⁴⁰).

Die sich anschließende Jugendgeschichte folgt dem Anspruch, diesen Willen Alexanders als zukünftigen Legitimationsanspruch für die Eroberungen deutlich hervorzuheben.

Bereits in jungen Jahren werden ihm ein herrschaftliches Gebaren (V. 187–189), ein ausgesprochener Mut im Kampf (V. 195–200), ein kompromissloses Wesen und eigener Wille zugeschrieben, was unter anderem in den metaphorischen Vergleich mit einem Wolf mündet⁴¹). Noch vor Beendigung seines zwölften Lebensjahres lernt er zudem, wie er sich verhalten muss, um seinen eigenen Willen zum Willen Dritter und seine Ritter willfährig werden zu lassen (*willich*, V. 244)⁴²). Es folgt weiteres Anekdotenwissen, wie etwa das über seine kompromisslose Wahrheitsliebe, die einen Lehrer das Leben kostet⁴³), oder aber über seine Fähigkeit, selbst das wildeste Ungetier, das Pferd Bucival, zu domestizieren: Allein sein Blick bewirkt, dass das wilde Geschöpf, *ein ros freislich* (V. 343), welches Menschen zu Tode beißt, seinen eigenen Willen aufgibt und sich ihm unterwirft:

Dô sîn daz ros wart gware
 und er iz begunde ane stare,
 iz vergaz allir sîner maht
 und woldime wesen dienistaft (V. 359–362).

38) FRIEDRICH, Überwindung (wie Anm. 17), S. 120; vgl. auch Pfaffe Lambrecht, Alexanderroman. Mhd./Nhd., hg., übers. und komment. von Elisabeth LIENERT (RUB 18508), Stuttgart 2007, S. 12 f. SCHLECHT-WEG-JAHN, Machtgrenzen (wie Anm. 37), S. 275, benennt die »innere Ordnung des Alexanderreichs im Straßburger Alexander« mit dem »Begriffspaar heroisch-vasallitisch«.

39) Vgl. HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 256.

40) Zitiert nach Pfaffe Lambrecht, Alexanderroman (wie Anm. 38).

41) *Und alsime iht des gescach, / daz ime ubile ze hugen was, / sô sach er else der wolf deit, / alser ubir sînem âze steit* (V. 145–148).

42) *alsus wart daz kint Alexander, / listic, gwaldich unde balt* (V. 252 f.). Mit zwölf Jahren wird ihm ein standhafter Mut zugeschrieben: *Alsô stêtich was ime sîn mût* (V. 255). Wille und Tat sind eng verwoben.

43) Mit zwölf Jahren stößt er einen Lehrer vom Felsen, weil dieser vermeintlich gelogen hat (V. 261–268). Dahinter steht die Stofftradition der ungewöhnlichen beziehungsweise ungeklärten Vaterschaft (Nektanabus), deren Offenbarung in die Tötung des (unbekannten) Vaters führt (siehe Ödipuslegende).

Vollends wird Alexander als Eroberer charakterisiert, als er das Herrschaftsangebot seines Vaters ablehnt, dessen Reich in den bestehenden (!) Grenzen zu regieren: *alsô verre, sô mîn rîche gêt* (V. 400). Stattdessen verlangt er Waffen, um auf den ersten Eroberungszug zu gehen; der Königstitel ist für ihn untrennbar mit Landgewinn verbunden. Ungehalten reagiert er daher auch, als er mit dem Königstitel angesprochen wird, obgleich er noch keinerlei Land eigenständig erobert habe⁴⁴). Alexander legitimiert das Amt und den Titel des Königs allein mit der Expansion: Erst wenn er einem fremden König die Krone abgenommen habe, dürfe man ihn selbst König nennen⁴⁵).

Damit aber ist deutlich, dass Alexander keinen allgemeinen Heldentypus heroischer oder höfischer Art personifiziert, sondern allein und ausschließlich den Typus des Eroberers, der als erste ›Amtshandlung‹ seinem Vater die Krone eines fremden Herrschers aufs Haupt setzt⁴⁶). Daher spricht Anna Mühlherr von einem »Eroberungswille[n] um jeden Preis«⁴⁷). Fortan kämpft Alexander mit dem Zorn eines Bären oder aber mit Löwenmut⁴⁸). In der *histoire* entfaltet der Kampfeswille sein ganzes Potential: Im Kampf wird Alexander als *eislich* oder *freislich* beschrieben (V. 1361 f.); er mäht die Feinde nieder wie Vieh oder Gras (*daz [feindliche Heer] slûch er nider alsein gras*, V. 1370; *und slûch si nider alsein vê*, V. 2892); die Völkerschlacht (*volcwîge*, V. 1378) mit den Persern wird zum Thema. Anders als der höfische Held repräsentiert Alexander nicht allgemeine Werte, vielmehr setzt er die Werte selbst – und die erfolgreichen Eroberungen legitimieren seinen

44) *Si grûzten in alse einen kuninc. / Er sprach, wes si gedêhten, / daz si ime kuninges name ane lehten, / sô er kunincrîches nit ne hête, / daz er sînen vinger ûf gesezte* (V. 432–436).

45) *›An einen kuninc wil ih is beginnen, / und mach ih den verwînnen / und ih ime di crônen abe geziehen / und ûz den veldê getûm flîhen, / sô mugit ir mir kuningis namen geben / als di wîle, di ih leben.«* (V. 439–444).

46) CÖLLN, Heide (wie Anm. 12), S. 86, spricht von einem »personifizierte[n] Herrscherideal«, welches zahlreiche, auch gegensätzliche, Facetten aufweist, Christoph MACKERT, Die Alexandergeschichte in der Version des »Pfaffen« Lambrecht. Die frühmittelhochdeutsche Bearbeitung der Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo und die Anfänge weltlicher Schriftepiik in deutscher Sprache (Beihefte zur Poetica 23), München 1999, S. 210, von einem »Inbild des Heldentypus überragender individueller Kampf-tüchtigkeit«. Vgl. dazu auch Anna MÜHLHERR, Zwischen Augenfälligkeit und hermeneutischem Appell. Zu Dingen im ›Straßburger Alexander‹, in: Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur im Mittelalter, hg. von Henrike LÄHNEMANN/Sandra LINDEN, Berlin/New York 2009, S. 11–21, bes. S. 14.

47) MÜHLHERR, Augenfälligkeit (wie Anm. 46), S. 16: »In der dem König Nikolaus ohne weiteren Anlass vom Kopf gezogenen Krone, die Alexander nach Hause bringt, um sie dann Philipp auf den Kopf zu setzen, verdichtet sich nach Art einer bildhaften Merkformel zu Beginn der Alexandervita der – um *reht* un-bekümmerte – Griff des Helden nach fremder Herrschaft.« Es handele sich dabei um eine »Demonstration von *tugint* in der Aneignung fremder Herrschaft«. Ebd., S. 14. Vgl. dagegen MACKERT, Alexandergeschichte (wie Anm. 46), S. 209 f.

48) *Er hete grimmigen mût, / alse der zornige bere tût, / sô in di hunde bestân* (V. 2342–2344); *Er hete eines lewen mût* (V. 1912).

Anspruch⁴⁹). Neutral berichtet der Erzähler von dem Fall Thebens, dass Frauen und Männer verbrannt werden und Alexander dort seinen *mût* gestillt habe (V. 1832)⁵⁰). Anschließend ziehen Alexander und sein Heer *frôliche* durch Persien (V. 1846). Dann huldigt ihm Korinth, Athen beschließt sich zu unterwerfen, gegen die Lakedämonier steht Alexander an erster Stelle im Kampf (V. 1905 f.). Die Durchsetzung seines Eroberungswillens gründet, wie bereits im Prolog pointiert, auf den beiden Säulen der Klugheit und der Gewalt: *di mit listen oder mit mehten / irin willen ie sô vollenbrêhten* (V. 61 f.).

Auch die Eroberung der Stadt Tyrus basiert auf klugen (Kriegs-)Listen⁵¹, vornehmlich aber erfolgt sie äußerst gewaltbereit. Nachdem die Tyrer mehr als *hundrit tûsunt* Griechen erschlagen haben und sich das Meer mit dem Blut der Männer rot färbt (V. 601–606), beginnt Alexander mit Belagerungsmaschinen und Kampfesfeier die Stadt zu erstürmen. Berichtet wird von Pfeilhageln und übermäßiger Gewalt, die auf beiden Seiten zu einem maßlosen Leid führen (V. 869)⁵²). Abwechselnd werden Alexanders Zorn (V. 545; V. 880), sein *nide* (V. 639; V. 768; V. 881; V. 924) oder sein *lewen mût* (V. 581) genannt⁵³). Allerdings wird sein Hochmut, wie etwa im ›Vorauer Alexander‹ (*ubermuoteheit*, V. 714), nicht erwähnt⁵⁴), stattdessen aber sein Wille: *Daz was an sinen willen* (V. 633)⁵⁵). Begründet wird der Gewaltexzess durch das Verhalten der Tyrer, die das Unterwerfungsangebot Alexanders ablehnten und die drei fürstlichen Boten hängten. Dieser Normbruch hat zur Folge, dass Alexander zudem als guter Held stilisiert wird (*helt gût*, V. 580) und die gewaltsame Eroberung gerechtfertigt erscheint⁵⁶). Sein willensstarkes Handeln löst kollektive Reaktionen aus: *Dô tete der kuninc einen sprunc / (und mit ime manic helt junc) / [...] Vier tûsint lûtis mit ime spranc* (V. 810–814). Nach der Eroberung der Stadt wird die Rache umgehend umgesetzt: Dreitausend Tyrer werden für die drei getöteten Boten geblendet und gehängt (V. 935–941)⁵⁷).

49) Vgl. HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 256.

50) *Dô gestillete deme kuninge sîn mût* (V. 1832).

51) Zu denken ist etwa an die Szene, in der Alexander die Kampfelefanten des Porus mit brennenden Bildsäulen besiegt (V. 3967–3989).

52) Vgl. zur Tyrusepisode MACKERT, Alexandergeschichte (wie Anm. 46), S. 295–297.

53) *Alexander trûch in ubeleneu danc* (V. 592).

54) Vgl. MACKERT, Alexandergeschichte (wie Anm. 46), S. 267 f.; vgl. auch Danielle BUSCHINGER, Die Tyrus-Episode in den französischen und deutschen Alexanderromanen des 12. Jahrhunderts, in: Herrschaft (wie Anm. 37), S. 162–177, bes. S. 164.

55) Vgl. dazu HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 247.

56) Vgl. SCHLECHTWEG-JAHN, Machtgrenzen (wie Anm. 37), S. 277. Zu unterschiedlichen Bewertungen der Tyrusepisode vgl. BUSCHINGER, Tyrus-Episode (wie Anm. 54), S. 164 f., in Auseinandersetzung mit den Thesen MACKERTS. Vgl. MACKERT, Alexandergeschichte (wie Anm. 46), S. 263–266. Vgl. auch MÜHLHERR, Augenfälligkeit (wie Anm. 46), S. 16 mit Anm. 12; CÖLLN, Heide (wie Anm. 12), S. 95 f.; sowie HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 257 mit Anm. 30.

57) Zu den historischen Ereignissen um die Zerstörung vgl. WIEMER, Alexander (wie Anm. 7), S. 108.

Hier nun kommt es zu einem ersten Erzählerkommentar, der die Frage nach der Verhältnismäßigkeit und Legitimation aufwirft: Wenn Alexander ein *wol bedâht man* (V. 943) gewesen wäre, also ein vernünftiger, besonnener Mann, dann könne er wohl nie mehr froh werden: *Des siges, des er dâr nam, / wêre er ein wol bedâht man, / er ne wurdis niemer frô* (V. 942–944). Schließlich seien mehr Menschen gestorben als es Gäste oder Bürger in ganz Tyrus gegeben habe. Explizit wird der hohe Verlust an Menschen nicht weiter aufgerechnet – es erfolgt keine weitere Unterteilung in Griechen oder Tyrer, es handelt sich schlicht um Menschenleben. In diesem Sinne kommentiert der Erzähler die Gewalt der Eroberungen insgesamt mehrfach als *mort*: *Man mah nob hûte weinen / den mort, der dâ gescach* (V. 2889 f.; V. 2931; auch V. 1691). Zudem wird ein topisches Wissen aufgegriffen, indem die Naturgewalten abwehrende Reaktionen zeigen. Als Alexander gegen die persischen Verbündeten kämpft, weigert sich die Sonne zu scheinen: *wande si ne wolde belûhten niht den mort* (V. 1691). Zum Abschluss der Perserkriege heißt es erneut, dass sich Mond und Sonne dem weltlichen Anblick verweigern: *Di mâne unde di sunne, / di verwandelôten ir lieht / und ne wolden schînen niht / und ne wolden niet be- sehen / den mort, der dâ was geschên* (V. 2927–2931).

Der Eigenwille Alexanders aber, der sicherlich als Ausdruck einer »Gewaltkommunikation«⁵⁸⁾ zu verstehen ist, bleibt von diesen Kriterien ausgenommen und findet weiterhin Legitimierung. Sehr positiv wird so auch die zweite Waffe dargestellt, mit der er seinen Willen durchzusetzen versteht: die listige Klugheit. Das Perserreich bezwingt Alexander vornehmlich mit *wisheite* (V. 2083). Dies funktioniert, da Alexander in Darius eine schwache Herrschergestalt gegenübergestellt wird und die Eroberungsleistung in weiten Teilen als Bestandteil eines persönlichen Antagonismus zwischen den beiden geschildert wird. Obgleich der Perserkönig über ein unendlich großes Reich herrscht und es über achtzig Verse bedarf, um zu schildern, aus welchen Erdkreisen seine 630.000 Mannen kommen (V. 1506–1583), vermag er gegen Alexander nicht zu bestehen, für dessen Heeresnennung genau zwei Verse ausreichen: *dô besanter sîne man, / die von Macedoniam* (V. 1587 f.). Dieses ungleiche Zahlenverhältnis verkehrt Alexander mit Sprachwitz genau in sein Gegenteil: Denn schließlich sei ein Schwarm Fliegen sehr leicht durch zwei Wespen zu besiegen (V. 2747–2749)⁵⁹⁾. Die reelle Größenordnung seines zahlenmäßig unterlegenen Heeres vermag Alexander zudem geschickt durch eine kleine Inszenierung, durch das Aufwirbeln von Staub, zu kaschieren⁶⁰⁾. Darüber hinaus wird der Krieg im Roman zu einem »Krieg der Rhetoriker und Semiotiker«, wie es Hans-Jürgen Bachorski

58) SCHLECHTWEIG-JAHN, Machtgrenzen (wie Anm. 37), S. 271. Im Eroberungsnarrativ geht es nicht um kollektive Werte, nicht um die Einbindung des Helden in eine höfische Gesellschaft oder um die Umsetzung religiöser Ideale eines heidnischen Heerführers, sondern um die (kognitiven) Fähigkeiten eines einzelnen Helden. So auch HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 256 f.

59) ›*Ein her fliegen mach mit gescaden / zwein wênigen wespen, / dâ si varen ze neste*‹ (V. 2747–2749).

60) Die an Pferdeschwänze gebundenen Zweige wirbeln mächtig Staub auf, um die persischen Späher über die Größe des Heeres zu täuschen (V. 2495–2506).

einmal nannte⁶¹). Briefe und Spottgeschenke werden ausgetauscht und es ist Alexander, der diesen Krieg der Zeichen gewinnt, da er seinem persischen Antagonisten verstandesmäßig überlegen ist und die Deutungshoheit behält⁶²).

Die Ungleichheit der Gegner findet sich auch auf dem Kampfplatz: Während Alexander vorbildlich an erster Stelle des Heeres steht (V. 2035; V. 2768–2771) und den Feinden wie eine göttliche Erscheinung vorkommt (V. 2782), steht Darius an letzter Stelle und muss regelrecht zum Kampf gezwungen werden⁶³). Da formuliert gar sein Bruder, dass man sich ein Vorbild an Alexander nehmen möge: *Man mac an den vianden / nemen gût bilide / dâ iz gêt an die tuginde* (V. 2038–3040)⁶⁴). Während nach der entscheidenden Schlacht »viele im eigenen Blut schwimmen, die lieber leben würden«⁶⁵), findet man den Perserkönig nicht auf dem Schlachtfeld, sondern weinend und klagend am Boden seiner Kemenate liegen (V. 2942 f.). Kurzum: Der persische Gegenspieler hat dem Willen Alexanders vornehmlich die eigene Zagheit und die *clage* entgegenzusetzen (V. 2019; V. 2847; V. 2943). So gibt es kaum einen Punkt in Alexanders Verhalten, der nicht als Gegensatz herangezogen wird, um den Antagonismus zu verdeutlichen. Das reflektierte Urteil persischer Herzöge, die Darius nicht im Kampf gegen Alexander unterstützen wollen, lautet daher pointiert: Darius habe sich *versezzen* (V. 1177), Alexander sich *vermezzzen* (V. 1178)⁶⁶).

Dennoch wird Alexanders Entschlossenheit zum Kampf vornehmlich aus der Perspektive seiner Gegner kritisch kommentiert. Der indische König Porus hinterfragt seine

61) Hans-Jürgen BACHORSKI, Briefe, Träume, Zeichen. Erzählperspektivierung in Johann Hartliebs ›Alexander‹, in: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Harald HAFERLAND/Michael MECKLENBURG (Forschungen zur Geschichte der Älteren Deutschen Literatur 19), Trier 1998, S. 371–391, hier S. 381.

62) Vgl. auch LIENERT, Alexanderroman (wie Anm. 38), S. 23. Die Überlegenheit eines positiven Alexanderbildes kommt auch darin zum Ausdruck, dass Alexander von den Persern als ein Gott wahrgenommen wird (s. V. 2586 u. a.).

63) Darius ist anfänglich sofort bereit, auf Tributforderungen zu verzichten, aber sein Fürstenrat verhin-dert dies. Sein Bruder macht ihm zum Vorwurf, dass er durch seine *clage* (V. 2019) Alexander stärker gemacht habe. Dieser erreiche seine Siege nicht zuletzt dadurch, dass er vorbildlich und tapfer immer an erster Stelle im Kampf stünde. Darius hingegen wird zum Kampf gezwungen (V. 2790: *mûste durh nôt vehthen*), allein sein Heer hat *mût* (V. 2794).

64) In der letzten Schlacht flieht Darius als erster, er verzagt (V. 2880–2885; V. 2931–2934), ihm folgt das ganze Heer. Klagend stellt der Eroberte die Sinnfrage: ›*Waz hilfî mir, daz ih was / kuninc ubir manige lant, / di ih selbe bedwanc, / wîlen mit miner frumichheit.*‹ (V. 2947–2950).

65) [...] *wande si in dem blâte swebeten, / di dannoh gerne lebeten* (V. 2832 f.).

66) Im Urteil dieser persischen Herzöge wird Alexanders Eroberungsmacht zusammengefasst: *dem alle di lant sint undirtân / [...] und des wille ist irgangen / ubir Jherusalem und ubir Tyre* (V. 1164–1167). Er bezwang Rom und Ägypten und Karthago. Das Ende der Botschaft lautet: Darius möge sich *bedenken* und mit *sinnen* (Verstand) handeln (V. 1186 f.). Darius reagiert erzürnt, er droht, wenn Alexander *sinen willen dâ geendet* (V. 1209), dann werde es ihnen und ihren Familien schlecht gehen.

kognitiven Fähigkeiten mit den Worten⁶⁷: *Wes wânet Alexander?* (V. 3763). Die gleiche Frage wird an späterer Stelle dem Paradieswächter in den Mund gelegt, nachdem Alexander auch dort Tribut fordert (V. 4681). Sowohl Porus als auch Darius nennen Alexander zudem mehrfach *roubêre* (V. 3745; V. 3776; V. 1985). Hier folgt der Erzähler einer negativen Zuschreibung, die sich explizit etwa bei Augustinus findet, der Alexander als Räuber bezeichnet, »der sich von einem gewöhnlichen Piraten nur durch die Größe seiner Flotte unterscheidet«⁶⁸. Dieser Gedanke wird auch in Gottfrieds von Viterbo ›Pantheon‹ aufgegriffen, wenn dem Brachmanen Dindimus in der schriftlich geführten Disputation christliche Argumente und Ideale in den Mund gelegt werden:

33. »Wenn schon ein Dieb für das kleinste Vergehen aufgehängt wird, dann verdienst du, der alles raubt, was er über die ganze Welt hin rauben kann, viel mehr, für deine Taten bestraft zu werden.

34. Wenn schon ein Dieb für ein gestohlenen Rind sich den Tod zuziehen kann, mit welcher Begründung willst du dann geschont werden, der du ganze Reiche raubst! Deine Schuld ist größer, und demnach muß auch Deine Strafe größer sein.«⁶⁹

Alexander kontert, dass er von den Göttern abstamme, diese ihm die ganze Welt vermacht haben und er sich nur seinem eigenen Gesetz verpflichtet fühle (36–41)⁷⁰.

Im ›Straßburger Alexander‹ sind derartig negative Urteile allein der Fremdperspektive der Eroberten geschuldet, der Mut und die eigene Tatkraft des Heerführers bleiben generell oberstes Gut. Einen Höhepunkt findet dieses Erzählmodell, als sich die Gefolgschaft Alexanders seinem Diktat entziehen will und sein Wille auf den Widerstand der eigenen Leute trifft. Kurz vor dem Indienzug meutert sein Heer, des Krieges überdrüssig, und will umkehren. In dieser Szene hat der Befehlende seinen Anspruch auf Gefolgschaft kurzzeitig verloren und er ist gezwungen, um den Anspruch auf die Durchsetzung seines

67) »Kognitive Akte werden durch die Verben *duchte* und *waneden* eigens angezeigt«, HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 249.

68) WIEMER, Alexander (wie Anm. 7), S. 194 f. Siehe dazu Aurelius Augustinus, Vom Gottesstaat, Buch 1–10. Bd. 1, übers. von Wilhelm THIMME, 2., vollst. überarb. Aufl., München/Zürich 1978, 4,4: »Was anders sind also Reiche, wenn ihnen Gerechtigkeit fehlt, als große Räuberbanden? [...] Treffend und wahrheitsgemäß war darum die Antwort, die einst ein aufgegriffener Seeräuber Alexander dem Großen gab. Denn als der König den Mann fragte, was ihm einfallen, daß er das Meer unsicher mache, erwiderte er mit freimütigem Trotz: Und was fällt dir ein, daß du das Erdreich unsicher machst? Freilich, weil ich's mit einem kleinen Fahrzeug tue, heiße ich Räuber. Du tust's mit einer großen Flotte und heißt Imperator.« (S. 173 f.).

69) Edition nach Fidel RÄDLE, Eine ›christliche‹ Lektion für den Ritter Alexander. Alexanders Briefwechsel mit dem König der Brahmanen im *Pantheon* Gottfrieds von Viterbo, in: Herrschaft (wie Anm. 37), S. 77–105, hier S. 90/97: *Pro minimo si fur vitio suspenditur ille, / Tu rapiens quecunq[ue] potes per climata mille, / Dignior es meritis damna referre tuis.* (33) *Pro bove si potuit mortem sic predo mereri, / Tu, qui regna rapis, qua vis ratione tueri? / Maior es in culp[is], penaque maior erit.* (34).

70) Vgl. dazu RÄDLE (wie Anm. 69), S. 91/98 und S. 102.

eigenen Willens, um seine Legimitation, zu kämpfen⁷¹). Zuvor waren Alexander und sein Heer immer ›eines Mutes‹ (*di ime wâren einmûte*, V. 2798), wobei die Gefolgschaftstreue sicherlich auch darauf basierte, dass er dem Heer beständig die Gründe für die Schlachten erläuterte. Für den Persienzug wird so die Rache für den erzwungenen Zins, den sein Vater zu Unrecht an die Perser gezahlt habe, genannt (V. 2800–2804). Auslöser für den verlorenen Befehlsanspruch ist daher nicht allein die Kriegsmüdigkeit des Heeres (V. 3623–3662), sondern auch die eigenbestimmte Handlung Alexanders, der den Indienfeldzug ganz ohne Ratsbeschluss angeordnet hat⁷²). Um das meuternde Heer wieder zur Gefolgschaft zu bringen, folgt eine Ansprache, die mit der Anrede ›*Vil liebe gesellen*‹ beginnt (V. 3671) und sich dann zu einer recht eigenwilligen Motivationsrede entwickelt. Zunächst fragt Alexander nach der inneren Gesinnung seines Heeres (*gemûte*, V. 3673), um daraufhin den potentiellen Abzug in das Ermessen der Soldaten zu stellen. Nach erfolgter Rückkehr nach Griechenland dürften diese sich dann aber nicht ihrer Taten rühmen, denn sie hätten nichts Eigenständiges geleistet:

›ir ne habit hie getân niht.
Ih was jener, der dâ vaht. (V. 3699 f.)
[...]
daz iz alliz was mîn rât,
swaz ir hie getân hât.
Mir ne sah nie nehein man
in dem sturme ubir hôer gân
noh ubir rucke zîhen
noh zagelichen dannen flîhen.
Ih vaht imer zevorn‹ (V. 3704–3710).

Alexander argumentiert also, dass er bislang alle Herausforderungen allein gemeistert und daher ohne Schuld ihre *frûntschaft* verloren habe (*Âne scult*, V. 3711). Und in der Tat war er immer an der Spitze des Heeres, nie ist er zurückgewichen, vielmehr imitierten seine Gefolgsleute seine Handlungen. Dies lässt sich sowohl bei der Belagerung Tyrus' (V. 810–814) als auch bei der Überschreitung des Euphrats nachvollziehen, wenn Alexanders mutiges Voranstürmen sofort eine nachahmende Wirkung erfährt: *Alexander sib genante, / uber di brucken her rante. / Den sînen wart vil gânch / unde ranten im alliz nâh* (V. 2186–2189).

Nach der Ansprache Alexanders sehen die Gefolgsleute ein, dass ihre bisherigen Eroberungen allein als eine Leistung Alexanders anzusehen sind. Der Gesinnungswandel

71) Siehe unten, S. 58, die Hinweise zu Max WEBER.

72) Zur Funktion des Rates im ›Straßburger Alexander‹ und zu dieser Szene mit ›Revolutionsrat‹ siehe Peter K. STEIN, Ein Weltherrscher als *vanitas*-Exempel in imperial-ideologisch orientierter Zeit? Fragen und Beobachtungen zum ›Straßburger Alexander‹, in: Stauerzeit. Geschichte, Literatur, Kunst, hg. von Rüdiger KROHN/Bernd THUM/Peter WAPNEWSKI (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten 1), Karlsruhe 1979, S. 144–180, bes. S. 166 f.

erfolgt prompt: Die Soldaten werden angesichts ihres eigenwilligen Ansinnens vor Scham abwechselnd *bleich unde rô*t (V. 3725), sie gestehen ihre Schuld ein und erlangen die Huld Alexanders zurück⁷³). Anschließend ziehen sie fröhlich singend nach Indien (V. 3730–3738)⁷⁴). Hier bestätigt sich das gleichnishafte Bild des Eroberers als Schäfer, der seine Herde im Griff haben muss⁷⁵). Sein Wille muss der Wille aller sein. Aber genau dieser Wille erfährt im Anschluss an die Indienfahrt erneut eine kritische Reflexion, denn Alexander wird im zweiten und dritten Teil des Werkes in seine Grenzen verwiesen.

Zum Wendepunkt wird, dass der Welteroberer auf ein ›Gegenideal‹ trifft, auf Vertreter eines Volkes, welches seine Wertvorstellungen relativiert⁷⁶). Alexander begegnet im Kontext des Indienzuges dem aus griechischen und lateinischen Quellen bekannten Volk der Gymnosophisten/ Occidraten beziehungsweise Brahmanen⁷⁷). In dieser Begegnung mit einem Volk, das demütig, nackt, ohne Kulturgüter und Eigentum, ohne Häuser und Städte lebt, deren Waffen aus Ziegenknochen bestehen und deren Frauen mit dem Vieh getrennt leben, bietet der Eroberungswille Alexanders Anlass zur Kritik. Die Forschung spricht angesichts dessen von »alternative[n], politische[n] Systeme[n]« (Julia Weitbrecht)⁷⁸), von »Relativierungen des Eroberers« (Markus Stock)⁷⁹) oder von einer »radikalen Kulturkritik« (Karl Stackmann)⁸⁰). Schließlich zeichnen sich die Brahmanen insbe-

73) Vgl. STEIN, Weltherrscher (wie Anm. 72), S. 167.

74) In einer Szene ist Alexander seinen Mannen gehorsam; er verzichtet auf die Zerstörung der Burg Xerxes': *Des wart er in gehörsam / unde gesamfte sînen mût. / Er liez in bliben, daz was gût* (V. 3091–3093). In anderen Szenen zeigt er Empathie: *Alexander der gûte, / dô er ir nôt an gesach, / harte irbarmete ime daz* (V. 3123–3125).

75) Die Qualität des Eroberers liegt also in seinem Willen, in seiner eigenen, personellen Tatkraft. Einem Ratgeber des Darius wird folgendes Gleichnis in den Mund gelegt: Das Bellen eines Hundes könne viele Schafe aufschrecken, wenn die Herde keinen guten Schäfer hat; das Heer des Darius sei eben *unstête* (V. 2092).

76) Dem Eroberer tritt das »Ideal völliger Bedürfnislosigkeit« entgegen. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 332. Vgl. auch Barbara HAUPT, Alexanders Orientfahrt (Straßburger Alexander). Das Fremde als Spielraum für ein neues Kulturmuster, in: Begegnung mit dem ›Fremden‹. Grenzen – Traditionen – Vergleiche, hg. von Eijirō IWASAKI (Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990), München 1991, S. 285–295, hier S. 288 f.

77) Vgl. zu den Quellen, etwa Plutarch, Friedrich PFISTER, Das Nachleben der Überlieferung von Alexander und den Brahmanen, in: Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie 76 (1941), S. 143–169. Zu einer umfassenden Zusammenstellung vgl. Florian KRAGL, Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 39), Bern 2005, S. 177–290. Zu den unterschiedlichen Benennungen vgl. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 334.

78) WEITBRECHT, Bewegung (wie Anm. 35), S. 113, unter Hinweis auf STOCK.

79) Markus STOCK, Kombinationssinn. Narrative Strukturexperimente im *Straßburger Alexander*, im *Herzog Ernst B* und im *König Rother* (MTU 123), Tübingen 2002, S. 112, S. 108 und S. 126, zu »relativierenden Instanzen«.

80) STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 353 und S. 332 zur Konfrontation »mit der von den Kynikern formulierten radikalen Kritik«.

sondere durch »Autonomie, Autarkie, Askese, naturgemäße Lebensweise, Monotheismus« (Fidel Rädle) aus⁸¹). Jeder einzelne dieser Punkte zeigt die Gegensätzlichkeit zu Alexanders Dasein⁸²). Zudem – und das ist sicherlich ein weiterer großer Gegensatz zu Alexanders Geltungsstreben – verweigern sie sich auch nach ihrem Tod jeglichem Memorialkult. In einem freundlichen Brief teilt nun dieses Volk dem Herannahenden mit, dass eine Eroberung zwecklos sei, da bei ihnen weder Ruhm noch Reichtümer zu gewinnen seien⁸³). Interessant ist der rhetorische Aufbau des kurzen Briefes, denn die Gymnosophisten formulieren ihren eigenen Willen sehr klar und setzen diesen gegen den Alexanders: ›Daz saltu wizzen rehte / (du bist ein harte wîs man, / der sih wol versinnen kann), / ich wil, du dih versinnis‹ (V. 4347–4350)⁸⁴). Zum ersten Mal wird Alexander nach über 4.000 Versen ein anderer Eigenwille entgegengesetzt, der von ihm etwas verlangt: eine Einsicht respektive Verstehensleistung. Alexander soll die Sinnlosigkeit seiner Eroberungen einsehen, diese Mühen seien haltlos (›Den rûm, den du gwinnis / hie, der nist niht grôzlich‹, V. 4351 f.). Im Drama von Hans Sachs wird der Überbringer vergleichbarer Gedanken, dass Alexander sich angesichts seiner eigenen Sterblichkeit in seinen Taten mäßigen möge, grausam zu- und schließlich hingerichtet⁸⁵). Nicht so in dem frühhöfischen Text des 12. Jahrhunderts. Alexander setzt die Aufforderung zum Verstehen sofort um, äußert seine friedlichen Absichten, befragt das Volk über seine Lebens-, Ernährungs- und Sterbensgewohnheiten und fordert sie auf, einen Wunsch zu äußern. Derart vermögen sie nun Alexander die Grenzen seiner Willensmacht aufzuzeigen⁸⁶). Denn ihre Bitte, er möge ihnen das ewige Leben schenken, vermag Alexander nicht zu erfüllen (V. 4401). Als in diesem Kontext die Sterblichkeit Alexanders offenbar wird, reagiert das Volk

81) RÄDLE, Lektion (wie Anm. 69), S. 100.

82) Vgl. auch Hartmut KUGLER, Das Streitgespräch zwischen ›Zivilisierten‹ und ›Wilden‹. Argumentationsweisen vor und nach der Entdeckung der Neuen Welt, in: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Bd. 2: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. von Albrecht SCHÖNE, Göttingen 1985, S. 63–72, hier S. 66 f.

83) Zur Fokussierung auf den Aspekt des Ruhmerwerbes durch Eroberungen vgl. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 338. Insgesamt sind die Brahmanen natürlich prädestiniert, christliche Werte der Demut und Askese zu verkörpern (siehe Gottfried von Viterbo). Vgl. dazu KRAGL, Weisheit (wie Anm. 77), S. 311 und S. 313.

84) Hier lassen sich meiner Meinung nach Einflüsse der nicht erzählten Brahmanen-Episode erkennen, in denen es um das Erkennen Alexanders geht.

85) Alexander lässt Kalisthenes den Dialog der Brahmanen übernehmen, indem dieser Alexander vor der Eroberung Indiens seine Sterblichkeit und Machtlosigkeit vor Augen führt; es sei falsch, sich zum Gott zu erheben. Alexanders zornige Reaktion mündet in einer drastischen Strafe: ›Schneidt im ab ohm, lefftzen und nasen, / Und stecht im auch sein augen auß / Spert in in ein groß vogel-hauß / Und zu im ein freidigen hundert, / Der in anfal und beise wundt.‹ (S. 510, V. 30–34). Der derart Bedrohte reagiert reflektierend: ›Weil ich allein mit worten gut / Hab gestrafft des königs hochmut.‹ (S. 511, V. 13 f.).

86) Vergleichbare Forderungen, die sich auf die Umsetzbarkeit des eigenen Willens beziehen (siehe die Beherrschbarkeit von Luft und Wasser), finden sich auch in anderen Texttraditionen.

überrascht; sofort werden seine weltlichen Leistungen, die *wunder also manicfalt* (V. 4418), kritisch hinterfragt.

Wie in allen bekannten Fassungen reagiert Alexander auf diese Kritik an seinen Taten mit dem Hinweis auf die eigene Willenlosigkeit: Er sei nur ein ausführendes Organ eines höheren Willens, einer *uberisten gewalt* (V. 4426). Zur Stärkung dieses Gedankens folgt das bekannte Meeresgleichnis, dass allein der Wind das Meer aufwühlen könne: *Daz mere ne mac nieman trûben, / iz ne trûbe der wint; / angist hânt, die dar inne sint* (V. 4429–4431). In den meisten Versionen bleibt es bei diesem Hinweis, dass der eigene Wille nicht frei sei und Alexander die Taten nicht eigenwillig ausführe⁸⁷. Nicht so im frühhöfischen Alexanderroman: Denn wesentlich ist, dass er den Hinweis auf eine höhere Macht sofort relativiert, indem er sich selbst als Meister über seine (Sinnes-)Entscheidungen beziehungsweise über seine Sinne verstehen möchte: *wen lâzent ir mih wesen / meister von mînen sinnen? / Ih mûz beginnen / ettewaz daz mir wol tût.* (V. 4433–4436)⁸⁸. Dieser Ausspruch und der intendierte Anspruch auf Willensstärke sind in der Alexandertradition singular. Ich verstehe ihn – mit Stackmann und Stock – als Ausdruck einer »vorhöfischen, frühen Ethik«, die sich allerdings nicht auf ritterliche Werte bezieht⁸⁹, sondern auf die des Eroberers und dessen Willen. Im Umkehrschluss zeichnet sich die Willensschwäche dadurch aus, »dass jemand nicht tut, was er für das Beste hält, obgleich er es tun könnte«⁹⁰. Indem Alexander einen freien Willen fordert, das

87) Zur »Idee der sittlichen Selbstbestimmung« siehe Gerhard KRIEGER, Freiheit und Gleichheit – Die Idee sittlicher Selbstbestimmung in Spätmittelalter und Neuzeit, in: Macht und Moral – politisches Denken im 17. und 18. Jahrhundert, hg. von Markus KREMER, Stuttgart 2007, S. 72–91, hier S. 72 f.: »Freiheit meint die ursprüngliche und ausschließlich rationale Selbstbestimmung des Willens. Damit handelt es sich um diejenige Voraussetzung oder Bedingung menschlichen Handelns, die allein in die Macht des Menschen selbst gestellt ist«.

88) Vgl. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 353, zum Aspekt der »Selbstbestimmung zum Zweck der Verwirklichung persönlicher Ziele«.

89) »Sie stellt die Entscheidung für die ritterliche Tat in das freie Ermessen des Einzelnen, unterwirft ihn dabei lediglich dem Gebot der *mâze* und erlaubt ihm, sich bei seiner Entscheidung an dem zu orientieren, was ihm *wol tût*, was also der Befriedung seines persönlichen Glücksverlangens dient.« STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 353. STACKMANN verbindet die »Vereinbarkeit göttlicher Providenz und menschlicher Willensfreiheit« zudem mit Boethius. Ebd., S. 349: »Es ist gerade nicht ein fremder Wille, der ihn antreibt, sondern der eigene«. Vgl. STOCK, Kombinationssinn (wie Anm. 79), S. 110 f.; sowie LIENERT, Alexanderroman (wie Anm. 38), S. 29 und S. 620.

90) Ursula WOLF, Zum Problem der Willensschwäche, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 39 (1985), S. 21–33, hier S. 21. Zu diesem Zitat vgl. den Hinweis von Tobias HOFFMANN/Jörn MÜLLER/Mathias PERKAMS, Einleitung. Der mittelalterliche Beitrag zum Problem der Willensschwäche, in: Das Problem der Willensschwäche in der mittelalterlichen Philosophie, hg. von DENS. (Bibliothek 8), Leuven/Paris/Dudley 2006, S. 5–38, hier S. 5: »Im willensschwachen Handeln tun wir nichts, was wir für subjektiv gut (im Sinne des prudentiellen Eigeninteresses) oder für objektiv richtig (im moralischen Sinne) halten«. Vgl. dazu auch Jörn MÜLLER, Willensschwäche in Antike und Mittelalter. Eine Problemgeschichte von Sokrates bis Johannes Duns Scotus, Leuven 2009, S. 24.

zu tun, was ihm gut dünkt, setzt er seinen eigenen Willen und Verstand als Maßstab über alle Bewertungen. Der Hinweis auf das eigene Beste – ›*Ich mûz beginnen / ettewaz, daz mir wol tût*‹ (V. 4435 f.) –, lässt sich ebenfalls als Hinweis auf die Implikation eines freien, eigenen Willens verstehen, der das Beste zu realisieren sucht⁹¹. Alexander erklärt folglich: ›*Hêten si alle uheren mût, / di in der werilde wollent wesen, / waz solde in danne daz leben?*‹ (V. 4437–4439). Dieses Lob des eigensinnigen, ja individuellen Handelns, welches alle Kollektivnormen in Frage stellt⁹², ist für die Figur des Eroberers wesentlich⁹³.

Hier zeigen sich die Bemühungen im ›Straßburger Alexander‹, den Willen des Eroberers nicht in ein schlechtes Licht zu rücken. Dafür bedarf es aber einer deutlichen Herabsetzung des weisen Volkes, das in der Stofftradition einen ausgesprochen guten Ruf genießt und ehrfurchtsvolles Lob einheimst, vermittelt es doch durchaus christliche Tugenden (siehe auch Gottfried v. Viterbo). Im ›Straßburger Alexander‹ aber werden die Gymnosophisten zu Beginn der Szene gleich diskreditiert: So kann sich Alexander des Kommentars nicht erwehren, dass sie *jêmerliche* leben (V. 4332). Zudem charakterisiert er sie als ängstlich, da sie sich nicht den Gefahren der Welt aussetzen⁹⁴. Diese gezielte Abwertung der Kritiker Alexanders geht mit der Aufwertung des Helden einher: Der Erzähler ist bemüht, den Willen Alexanders, sein Bestreben, selbst Meister über seine Sinne zu sein, nicht negativ zu bewerten⁹⁵.

Noch deutlicher wird diese recht positive Beurteilung Alexanders im Vergleich zur Darstellung im Alexanderroman Ulrichs von Etzenbach, der um 1285, wahrscheinlich am Prager Hof König Ottokars II. und in Folge Wenzels II., verfasst wurde⁹⁶. Hier erfahren die Gymnosophisten eine deutliche Aufwertung und Alexanders Wille eine Abwer-

91) Zu den philosophischen Diskussionen antiker und mittelalterlicher Willenskonzeptionen vgl. den Sammelband *Problem der Willensschwäche* (wie Anm. 90). »Bei Peter Abaelard ist die Freiheit des W. schlicht die Fähigkeit, ungezwungen das Erkannte zu tun, auch wenn der W. mit sich selbst uneins sein kann. [...] Der W. will immer das, was gefällt (›delectat‹)«, so HORN, *Wille* (wie Anm. 30), Sp. 770.

92) S. zur Vergleichsszene im Alexanderroman Ulrichs von Etzenbach KRAGL, *Weisheit* (wie Anm. 77), S. 327.

93) STACKMANN, *Gymnosophisten-Episode* (wie Anm. 13), sieht hier zu Recht eigene Normvorstellungen, die nichts mit der Einbindung des Helden in eine höfische Gesellschaft zu tun haben. Dieses Ideal muss sich vielmehr, so würde ich ergänzen, daran messen lassen, wie der *wille* umgesetzt wird. Es handelt sich daher nicht ausschließlich um »Selbstbestimmung zum Zweck der Verwirklichung persönlicher Ziele« (S. 353) eines Ritters, sondern um die Umsetzung des eigenen Willens als Zeichen eines idealen Eroberers.

94) Zu dieser Erzählintention passt auch, dass das Meeresgleichnis um den Aspekt der Angst ergänzt wird.

95) Zur »Stärkung der Position Alexanders« siehe auch STACKMANN, *Gymnosophisten-Episode* (wie Anm. 13), S. 339. Zudem fehlt im ›Straßburger Alexander‹ auch die Brahmanenepisode, die sich kritisch mit den Eroberungen auseinandersetzt. Andere Gewichtung bei LIENERT, *Antikenromane* (wie Anm. 16), S. 42.

96) Vgl. Hans-Joachim BEHR, Ulrich von Etzenbach, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 9 (1995), Sp. 1255–1264, hier Sp. 1256.

tung⁹⁷). Ganz konkret verurteilen die Gymnosophisten die Eroberungen Alexanders. Diese werden nicht mehr als *wunder* verstanden, sondern als Weltverheerung gedeutet, als unheilvolles, leidbringendes Unterfangen, welches es zu unterlassen gilt: ›bist du tötlich alsô wir, / sô missezîmt da3 lîhte dir / da3 du mit gewalt sô verst, / die werlt verderbest und verherst‹ (V. 22301–22304)⁹⁸). Zweifach beruft sich Alexander daraufhin auf seine Fremdbestimmung: ›diz enhân ich von mir selben niht: / von der hœhsten craft kumt die geschibt‹ (V. 22309 f.)⁹⁹); ›war mîn hêrre mînen sin / wil, dâ muo3 ich kêren hin‹ (V. 22325 f.)¹⁰⁰). Alexander argumentiert also, dass er die Welt aufgrund höherer Gewalt zerstöre und nicht aus Eigensinn. Er nennt einen Meister, der seine *sinne* lenkt. Karl Stackmann nannte die Argumentation Ulrichs daher auch das »Motiv des aufgehobenen Willens«¹⁰¹). Dieses ist, so würde ich ergänzen, im Zusammenhang des Eroberungskontextes deutlich negativ zu verstehen. Denn das Verhaltensideal des Eroberers wird in Auseinandersetzung mit einer grundlegenden, kognitiven Fähigkeit verhandelt. Es muss sich daran messen lassen, wie der eigene *wille* umgesetzt wird: Nicht die Einbindung unter einen kollektiven Willen oder die Einbindung des Helden in eine höfische Gesellschaft zählt, sondern allein die Umsetzung des eigenen Willens.

In diesem Zusammenhang ist der Anhang des Alexanderromans Ulrichs von Etzenbach interessant. Denn dort wird geschildert, wie Alexander vergeblich versucht, die allegorische Stadt Tritônia mit Gewalt zu erobern. In einem Brief erläutert Aristoteles Alexander den Grund für sein Scheitern: Denn wer *von rehte der natûre vrî* sei (V. 347),

97) Vgl. auch KRAGL, Weisheit (wie Anm. 77), S. 324–328. Den Brahmanenkönig Dindimus und dessen Wertvorstellungen greift Alexander wiederum an späterer Stelle scharf an: ›wen ir habt vûr wîsen man, / den wel wir vûr unwîsen hân‹ (V. 22527 f.). Vgl. auch KUGLER, Streitgespräch (wie Anm. 82), S. 68.

98) Ulrich von Eschenbach, Alexander, hg. von Wendelin TOISCHER (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 183), Tübingen 1888. Die Selbstdarstellung der Gymnosophisten bezieht sich auch auf die Sinne: ›niwan die natûrlichen kunst, / die habe wir von der hœhsten gunst, / dâ mit die beilege wîsheit / unser sinne hât bereit, / und daz einveltic leben / uns von dannen ist gegeben, / daz wir durch dich niht lâzen‹ (V. 22259–22265).

99) [D]er kûnc Alexander sprach / ›diz enhân ich von mir selben niht: / von der hœhsten craft kumt die geschibt. / wolt ich mich strîtes mâzen / und willeclîchen lâzen / von prîses gewinne, / der her mîner sinne / wil mich dâ von lâzen niht, / ze des dienst ich habe geplobt, / des gebot ich wol wei3.‹ (V. 22308–22317). Es folgt der Hinweis auf das Meeresgleichnis – ohne den Hinweis der Angst: ›da3 mer ze keiner zîte / nimmer wurde betruobet, / ob ez der wint niht uobet, / dar ûf ze mangen stunden / sich erheben grô3e unden.‹ (V. 22320–22324).

100) [...] ›war mîn hêrre mînen sin / wil, dâ muo3 ich kêren hin. / sîn gebot ich gerne leisten sol, / ez gê mir ûbel oder wol.‹ (V. 22325–22328).

101) STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 341: »Sie läuft darauf hinaus, die Wirkung des eigenen, auf Abkehr vom Kriegerleben gerichteten Willens sei durch einen höheren Willen aufgehoben.« Anders KRAGL, Weisheit (wie Anm. 77), S. 328 f.

darf nicht mit Gewalt *betwungen* (V. 349) werden¹⁰². Der Verweis auf das Naturrecht, welches sich hier auf eine ganze Kommune bezieht, wird um einen weiteren Gedanken aus der Brahmanen-Tradition ergänzt, indem die Einwohner fragen, warum sie sich jemandem unterwerfen sollten, der selbst den Naturgewalten unterworfen sei (*›wes sul wir uns im ze dienste geben, / der tötlich ist als wir?‹*, V. 362 f.). Dem Willen zur Eroberung, im Sinne einer gewaltsamen Unterwerfungsleistung, wird an dieser Stelle ganz explizit die Tugend der *bescheidenheit* gegenübergestellt, die sich als ein angemessen maßvolles Verhalten, als Urteilskraft oder als politische Vernunft übersetzen lässt¹⁰³. Die Herrschenden seien zur *bescheidenheit* verpflichtet, die zu freiwilligen Unterwerfungen führe. Alexander setzt die Ratschläge um und verkündet den tritonischen Einwohnern per Brief, dass sein Wille und der Wille Gottes letztlich übereinstimmen. Seine eigene Herrschaft werde er nur auf Tugenden und Weisheit aufbauen. Umgehend erkennt der Rat der Stadt in Alexander den angekündigten Weltkaiser und akzeptiert die Unterwerfung: Alexander siegt auf neue Art, indem er akzeptiert, dass Eroberungen durch Gewalt und Zwang und gegen den Willen des Einzelnen letztlich nutzlos sind¹⁰⁴.

Aber zurück zum ›Straßburger Alexander‹, in dem sich das Ideal des Willens an einem anderen Werthorizont messen lassen muss. Nur der Gedanke des maßvollen, richtigen Herrschaftsverhaltens wird den Gymnosophisten ebenfalls in den Mund gelegt, und daher lässt sich der Dialog im ›Straßburger Alexander‹ als Wendepunkt bezeichnen. Auch im ›Straßburger Alexander‹ fordern die Gymnosophisten von Alexander eine rechte *mâze* ein: *›Alles dingis mâze / gezimet mannegliche‹* (V. 4421 f.), aber diese Worte sind nicht ausschließlich dem Gedanken der *vanitas* verpflichtet¹⁰⁵. Neben den potentiell geistlichen Einflüssen erscheint mir von hoher Relevanz, dass hier die *mâze* zum Messwert für die Beurteilung der eigenen Willenskraft wird, für die eigene Selbstbestimmung und letztlich auch für die Legitimation des Eroberers¹⁰⁶. Dem Helden wird nun zum ersten Mal ganz

102) Vgl. zu dieser Argumentation über die Freiheit als Schutz vor Unterwerfung Ruth FINCKH, Vom Sinn der Freiheit. Ulrichs von Etzenbach Alexander-Anhang und der zeitgenössische Macht-Diskurs, in: Herrschaft (wie Anm. 37), S. 358–411, hier S. 364.

103) Vgl. FINCKH, Sinn (wie Anm. 102), bes. S. 390: »Damit ist ein wichtiger Wert des höfischen Kanons bezeichnet, der in seiner Bedeutung zwischen den Bereichen ›Wissen‹, ›Urteilsvermögen‹ und ›Mäßigung‹ changiert.« Vgl. auch ebd., S. 364.

104) *›wem ich niht dienen solde / und er mîn dienst wolde, / twunge er wider willen mich, / ich solde im dienen swærlich‹* (V. 1371–1374). Vgl. FINCKH, Sinn (wie Anm. 102), S. 365 und S. 394; sowie BEHR, Ulrich von Etzenbach (wie Anm. 96), Sp. 1263.

105) Nach KUGLER, Streitgespräch (wie Anm. 82), S. 67, wird hier dem ›Welteroberungsstreben das Vanitas-Argument‹ entgegengehalten. Vgl. auch Werner SCHRÖDER, Zum Vanitas-Gedanken im deutschen Alexanderlied, in: ZfdA 91 (1961/62), S. 38–55, hier S. 51. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 350 und S. 339, verweist auf die *mâze* als Schlüsselbegriff für den Ausgleich »zwischen einer streng religiösen und einer an diesseitigen Werten einer adlig-höfischen Kultur orientierten Ethik«.

106) Ich verstehe den Hinweis auf die *mâze* als eine erste direkte Konfrontation gegen den Eroberungswilligen Alexanders. Zuvor beherrscht Alexander die Wahrnehmung von Größenverhältnissen in der Er-

explizit der Wert des vernünftigen Maßhaltens gegenübergestellt, und Alexanders Eigenwille wird fortan in die Schranken gewiesen¹⁰⁷.

Das Eroberungsnarrativ endet an dieser Stelle, nachfolgend dominiert der Erkenntnisdrang Alexanders, der aktiv in der sichtbaren Welt nach Wissen und Erkenntnis sucht. Und so verstehe ich auch das Diktum, dass Alexander für sich selbst einfordert, sein eigener *meister* über seine Wahrnehmung und seine Handlungen sein zu wollen (V. 4433 f.)¹⁰⁸. Die Dreiteilung des Textes in Eroberungsteil, Orientteil und Paradiesfahrt bekommt so einen tiefgründigeren Sinn¹⁰⁹: Dem Willen wird in den beiden folgenden Teilen das Erfahren, das *beschouwen* der Welt, und die innere Erkenntnis, die Vernunft, entgegengestellt: Das *betwingen* wird zum *beschouwen* wird zum *erkennen*¹¹⁰.

So wird die Brahmanen-Episode im ›Straßburger Alexander‹ zu einem Wendepunkt. Nach seinen Erkundungsfahrten wird Alexander vornehmlich in Situationen dargestellt, in denen er seinen eigenen Willen nicht mehr umsetzen kann und somit den Status des ›Eroberers‹ verliert. Implizit greift der ›Straßburger Alexander‹ ein grundlegendes Herrschaftswissen auf, wenn es sinngemäß heißt, dass sich derjenige selbst beherrschen muss, der andere beherrscht¹¹¹. So lässt sich auch formulieren, wer anderen seinen Willen aufzudrängen versucht, muss seinen Willen allererst selbst umsetzen können. Er muss Meister über seine eigenen Fähigkeiten sein, denn Fremdherrschaft bedarf der Selbstbeherrschung. Diese herrschaftsphilosophische Kausalität wird nun im Schlussteil des ›Straßburger Alexander‹ *ex negativo* dargestellt: Der eigene Wille, der die Figur des Eroberers auszeichnet, muss sich nun der Vernunft, der *mâze* und der Forderung nach Selbstbeherrschung stellen¹¹².

Hier sei zuerst an eine Episode erinnert, in der Alexander von der persischen Königin Candacis ganz ohne Waffengewalt besiegt wird, »so daß er ihr zu Willen sein muß«¹¹³.

zählung, er inszeniert sich mitunter recht listig als ›Herr‹ über Maßeinheiten und Quantitäten und legt Relationen fest (siehe das Mohnleichnis oder die List mit dem Staub).

107) Vgl. auch STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 350.

108) Vgl. zu diesem Aspekt WITTHÖFT, Sinnbilder (wie Anm. 3), S. 187: »Ganz explizit setzt er im Dialog mit den Occidraten seinen eigenen Willen absolut und verteidigt im weiteren Textgeschehen seine Deutungshoheit über die sichtbare Welt und ihre ›Medien‹«.

109) Peter STROHSCHNEIDER/Herfried VÖGEL, Flussübergänge. Zur Konzeption des ›Straßburger Alexander‹, in: ZfdA 118 (1989), S. 85–108, hier S. 105, verweisen auf eine dreifache Strukturierung (in Anlehnung an die Metapher eines »Triptychons«): »Vanitas-Eingang, Welteroberungsgeschichte und Memento mori-Schluß«.

110) Vgl. STOCK, Kombinationssinn (wie Anm. 79), S. 128 und S. 109. Zur Zweiteilung ausführlich ebd. S. 143–145; sowie FRIEDRICH, Überwindung (wie Anm. 17), S. 122 f. Zu Vorgängen des Sinneswandels im ›Straßburger Alexander‹ vgl. auch WEITBRECHT, Bewegung (wie Anm. 35).

111) So Nikolaus STAUBACH, Einführung, in: Exemplaris Imago. Ideale in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Dems. (Tradition – Reform – Innovation 15), Frankfurt a. M. 2012, S. 7–16, hier S. 12, in Bezug auf Augustinus, De civitate Dei, 5,12, und auf Isidor.

112) Vgl. BRÄUER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 3–20.

113) LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 44.

Als Alexander, der sich an ihrem Hofe unerkannt wähnt, erkennen muss, dass sie ihn durchschaut hat, reagiert er mit Scham und Furcht: *und ih gehôrte mînen namen; / dô begundih forhten unde scamen* (V. 5689 f.). Sein Sinn und seine Gesichtsfarbe ändern sich gleichermaßen (*Sih verwandelôte garwe / mîn sin und mîn varwe*, V. 5691 f.), nicht zuletzt auch als Reaktion auf Candacis' Kritik an seinem anmaßenden und besitzergreifenden Worten¹¹⁴). Die Königin führt ihm mittels einer rhetorischen Frage die Sinnlosigkeit seiner Eroberungen vor Augen:

›Waz hilfit dir nû dîn craft
unde daz du sigehaft
ubir manic lande wêre?
Persiam di mêre
hâstu zerstôret
und Indiam zerfûret
Partos ubirwunden.
Nû hât dih bedwungen
âne fehten ein wîb‹ (V. 5717–5725).

Zornig wendet sich Alexander ab, gesteht ein, seinen Sinn und Verstand verloren zu haben (s. *vertôret*, V. 5748) und wünscht sich sein Schwert, um Rache zu üben. Dieser Verlust der Selbstbeherrschung zeigt das Ende des Eroberers an¹¹⁵).

Fortan paart sich die Vernunftlosigkeit mit der *superbia*, der eigene *wille* wird zum törichten Hochmut. Diese Thematik findet ihren Höhepunkt in der versuchten Eroberung des Paradieses, als Alexander von den Engelschören Tribut fordert. *Tumpheit* wird zum Schlüsselwort der Episode: *Hî muget ir tumpheit hâren* (V. 6172); *michil tumpheit* (V. 6221); *di tumpliche herevert* (V. 6255)¹¹⁶). Alexander hört nun zum ersten Mal auf den Rat *tumber*, junger Leute, die seinen Willen instrumentalisieren: ›*Jo hâstu dînes willen / offenliche unde stille / irworben ein vil michil teil. [...] Wir suln mit schilde und mit spere / dînen willen irwerben / oder genendliclichen sterben.*‹ (V. 6209–6218). So greift ein Erzählduktus, der die *giricheit* (V. 6235) verurteilt und Alexanders Eigenwillen äußerst negativ beurteilt¹¹⁷). Der maßlose Alexander wird mit dem Sinnbild eines *ungesâtliche[n] hol*

114) Vgl. zum Aspekt einer geforderten Empathie MÜHLHERR, Augenfälligkeit (wie Anm. 46), S. 18. Zu dieser Szene vgl. auch LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 44.

115) Candacis appelliert an seine *sinne* und *wîsheit* (V. 5764 f.), er möge sich zügeln. Schließlich gibt sie seine Identität nicht preis und Alexander erhält nach einer gemeinsamen Liebesnacht freien Abzug.

116) Der Erzähler verurteilt die *tumpheit* und auch die alten Ratgeber mahnen Alexander zur Demut.

117) Vgl. auch STEIN, Weltherrscher (wie Anm. 72), S. 167 f. (›Sicht des zu-viel-Wollens‹). Vgl. auch STOCK, Kombinationssinn (wie Anm. 79), S. 130; SCHRÖDER, Vanitas-Gedanken (wie Anm. 105), S. 52 f.; sowie Helmut RÜCKER, *Mâze* und ihre Wortfamilie in der deutschen Literatur bis um 1220 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 172), Göppingen 1975, S. 263 f.

(V. 6230) verglichen, also mit einer Art ›Höllenschlund‹, der sich niemals gesättigt zeigt und niemals ganz gefüllt werden kann¹¹⁸⁾.

Hier muss nun der Maßlosigkeit (des Willens) die innere Einsicht gegenübergestellt werden. Jetzt wird das Thema auserzählt, dass der Kognitionsleistung der Willenskraft im Herrschafts- beziehungsweise Eroberungskontext Grenzen gesetzt werden müssen (siehe Topos des Rates)¹¹⁹⁾. Die kritische Frage des Paradieswächters, *Wes wênet Alexander?* (V. 6481), ist Ausdruck für eine neue Beurteilung des hochmütigen Sehens- und Eroberungsdranges Alexanders¹²⁰⁾. Erneut richtet sich die Nachfrage auf die fehlerhafte Kognitionsleistung des Eroberers, der sich nun anderen Werten stellen muss. Alexander wird am Ende seines Lebens zur Selbstreflexion, zur Aufgabe seiner überhöhten Selbstbestimmung gebracht. Der Paradieswächter gibt Alexander anstelle des geforderten Tributes einen kleinen Stein, der ihn durch eine kluge Auslegung eines weisen Juden unter anderem zur *mâze*, zur Zügelung seines Willens, bekehrt¹²¹⁾. Nur so erklärt es sich – und auch das ist in der Stofftradition äußerst selten –, dass noch zwölf Jahre der guten Regentschaft folgen: *Ouh begunder lâzen / urlôge unde giricheit / und was mit zuhten gemeit* (V. 6816–6818)¹²²⁾. Im Abschluss des ›Straßburger Alexander‹ greift also ein Ex-

118) Marion OSWALD, Gabe und Gewalt. Studien zur Logik und Poetik der Gabe in der frühhöfischen Erzählliteratur (Historische Semantik 7), Göttingen 2004, S. 128. *Der was der hellen gelich, / di daz abgrunde / begenit mit im munde / und den himel zô der erden, / und ir doh niht ne mac werden, / daz si imer werde vol; / si is daz ungesatelic hol, / daz weder nû noh nie ne sprach: / ›Diz ist, des ih niht ne mach‹* (V. 6224–6232). Erneutes Aufgreifen der Analogie in den Worten des weisen Juden: *Daz verslindet er und verzeret / und ne wirt doh niemer vol. / Er is daz hellische hol, / daz noh nie ne wart sat / noh niemer werden ne mac, / alser gar verslindet, / swaz in zô gewendet* (V. 6724–6730).

119) Ein Ansatz, der die Einbettung des ›Straßburger Alexander‹ in einen rein »religiösen Sinnhorizont« sicherlich kritisch hinterfragt: »Alexander ist *exemplum* [...] für verfehltes und richtiges Handeln des Herrschers, der seine Grenzen sehen muß.« STEIN, Weltherrscher (wie Anm. 72), S. 169. Das Thema »von den Bedingungen der Begründung herrscherlicher Gewalt« treibt auch den ›Herzog Ernst‹, den ›König Rother‹ oder die ›Empörrergersten‹ um. Ebd., S. 172. Man sollte also erneut nicht dem Fehler verfallen, den Pfaffen als einen »geistliche[n] Bedenkenträger« zu charakterisieren, der »die Alexandergeschichte mit geringem dichterischen Können in einen religiösen Sinnhorizont einzubetten sucht« (Christoph MACKERT, Die Alexanderdichtungen des Alberich von Bisinzo und des Pfaffen Lambrecht und die ›Historia de Preliis‹: Zur möglichen Bedeutung von Quellenuntersuchungen für die Frage nach dem »Sitz im Leben«, in: *Ze hove und an der strâzen*. Die deutsche Literatur des Mittelalters und ihr »Sitz im Leben«. Festschrift für Volker Schupp zum 65. Geburtstag, hg. von Anna KECK/Theodor NOLTE, Stuttgart/Leipzig 1999, S. 43–60, hier S. 47).

120) Vgl. WITTHÖFT, Sinnbilder (wie Anm. 3), S. 182 f.; sowie SCHRÖDER, Vanitas-Gedanken (wie Anm. 105), S. 52 f.; STOCK, Kombinationssinn (wie Anm. 79), S. 134.

121) Schließlich öffnet ihm ein weiser Jude, der die Gabe aus dem Paradies richtig zu deuten vermag, die Augen für seine Verfehlungen. Auch er hinterfragt angesichts der eigenen Vergänglichkeit die Eroberungen Alexanders auf ihren Sinngehalt: *Waz hilfit ime sîn lange streben?* (V. 6784).

122) Vgl. KUGLER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 102. Alexander wird im Tode zu einem Menschen wie jeder andere auch: *Niwit mêr er behilt / allis, des er ie beranc, / wene erden siben vôze lanc, / alse*

empelwissen, welches sich etwa in den ›Gesta Romanorum‹ findet (cap. 61). In einer Begegnung zwischen Alexander und Sokrates werden Alexander seine sinnlosen Willenstatten vor Augen geführt. Ihm wird vorgeworfen, ausschließlich seinem eigenen Willen in Herrschaftsfragen gefolgt zu sein. Nach dieser Kritik fängt Alexander umgehend an, »sein Reich nach der Vernunft, nicht nach seinem Eigenwillen zu regieren«:

»Mein Herr ist die Vernunft, der Knecht desselben aber der Wille. So ist es auch in der Tat: Du hast dein Reich nicht nach der Vernunft, sondern nur nach deinem Willen regiert; darum ist der Knecht meines Herren, der Wille, dein Herr.« Wie das Alexander hörte, sprach er zu ihm: ›Mein Lieber, du hast weise geantwortet, gehe hin in Frieden! «¹²³⁾

Ich fasse die Ausführungen zum ›Straßburger Alexander‹ kurz zusammen: In ein und demselben Text aus dem 12. Jahrhundert werden zahlreiche, sehr unterschiedliche Register herangezogen, um das Eroberungsnarrativ zu beleuchten. Den Wendepunkt macht die Gymnosophistengeschichte aus, denn an ihr wird die Problematik des Eigenwillens deutlich, der fortan mit der Vernunft kontrastiert wird. Somit wird auch der Wille sowohl positiv als auch negativ bewertet – positiv im Kontext der Eroberung, negativ im Kontext der *superbia/vanitas*-Thematik des letzten Teils. Die Texte der späteren Jahrhunderte führen hingegen zu einer klareren Bewertung. Daher folgen nun zwei weitere Texte aus dem 13. und 15. Jahrhundert, die eindeutiger Urteile fällen und die Ambiguität in der Darstellung der Willensstärke verlieren.

II.

Rudolf von Ems entwirft im 13. Jahrhundert das Idealbild eines tugendhaften, mittelalterlichen (staufigen) Herrschers und bietet daher in den rund 21.000 Versen seines Romanfragments zahlreiche Argumente für den Sinn und Zweck der Eroberungspolitik Alexanders¹²⁴⁾. Fokussiert wird auf eine eindeutige, vorbildliche Lehre in der Art der

der armiste man, / der in die werlt ie bequam (V. 6826–6830). Zum Strukturschema der Sünderheiligen-Legende siehe LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 45.

123) *Dominus meus est ratio, servus ejus voluntas, sic est ergo quod tu per voluntatem tuam regnum tuum et non per rationem hucusque gubernasti. Ideo servus domini mei hoc est voluntas est dominus tuus. Audiens hec Alexander ait: Carissime, prudenter respondisti, vade in pace. Ab illa die cepit rex regnum suum ratione gubernare et non voluntate.* (Gesta Romanorum, hg. von Herman OESTERLEY, Berlin 1872, S. 369). Übersetzung nach: Gesta Romanorum. Geschichten von den Römern. Ein Erzählbuch des Mittelalters. Erstmals in vollständiger Übers. hg. von Winfried TRILLITZSCH, Frankfurt a.M. 1973, S. 123.

124) Vgl. KUGLER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 104–111; Rudolf pointiert insbesondere den Text von Curtius Rufus. Vgl. auch Helmut BRACKERT, Rudolf von Ems. Dichtung und Geschichte, Heidelberg 1968, S. 92–147; sowie KRAGL, Weisheit (wie Anm. 77), S. 317–320. Zu Idealen und Vorbildern vgl. auch STAUBACH, Einleitung (wie Anm. 111), S. 12 f.

Fürstenspiegelliteratur¹²⁵). Ganz explizit und neutral nennt Rudolf zu Anfang des sechsten Buches die Eroberungen Alexanders als Erzählabsicht: *swer gerne daz von mir verneme / wie Alexander gelanc, / wie er elliu rîche twanc / und waz er wunders begie, / dem wil ich ez sagen hie* (V. 20684–20688)¹²⁶.

Auf Handlungsebene wird Alexander, der *tugendrîche* und *wunderliche* (V. 71 f.), in das Normkonzept der *werdekeit* eingebettet,¹²⁷ die als eine Art »Kollektivsingular« zu verstehen ist und »gewissermaßen den Superlativ aller höfischen Tugenden und Werte« bedeutet, so Jan Cölln¹²⁸). Alexander wird somit zu einer »ethischen Leitfigur«¹²⁹). Dieses Urteil ist dem Gedanken verpflichtet, dass Alexander heilsgeschichtlich legitimiert ist, um ein neues Weltreich zu schaffen. So fokussiert bereits ein sinnbildliches Wunderereignis vor seiner Geburt, in dem ein Vogelei all die Länder symbolisieren soll, die er bezwingen werde (V. 1139–1174), auf den Erobererstatus des noch ungeborenen Helden¹³⁰). Alexanders ausgesprochene Tugendhaftigkeit wiederum dient der Rechtfertigung und der »Berechtigung zur Weltherrschaft«¹³¹). Schlüsselszenen für diese »Harmonisierungssucht« gibt es reichlich; zu diesen zählt sicherlich die, in der der Perserkönig Darius Alexander als seinen Nachfolger einsetzt. Eine andere ist das »Blutwunder«, welches in der Tyrusepisode die Schuld an dem Gewaltexzess ganz eindeutig den Tyrern selbst zuschreibt (V. 8951–8988)¹³²). Bezeichnend ist auch der Hinweis auf die Freude Alexanders, als er die Prophezeiung des Buches Daniel hört: *in sînem muote dâhter sô, / daz er der Kriechen wære / von dem diz selbe mære / diu gotliche wîsheit / sô verre hæte vor geseit* (V. 9828–9832). Fortan fühlt er sich durch göttlichen Willen legitimiert; er ist die Rache Gottes (V. 12894–12900) und agiert eigenhändig (V. 13725–13734). Über allen Schilderungen schwebt also implizit der »Wille Gottes«, der Heide Alexander wird zum ausführenden Medium, ja zum »Werkzeug« oder zur »Geißel« Gottes: *er wart genant von*

125) Vgl. BRACKERT, Rudolf von Ems (wie Anm. 124), S. 138–140; sowie LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 56 f.

126) Rudolf von Ems, Alexander. Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts, hg. von Victor JUNK, Darmstadt 1970 [unv. repogr. ND d. Ausg. Leipzig 1928/29]. Vgl. auch Stefanie SCHMITT, Alexander *monarchus*. Heilsgeschichte als Herrschaftslegitimation in Rudolfs von Ems *Alexander*, in: Herrschaft (wie Anm. 37), S. 290–331, bes. S. 290.

127) Vgl. BRACKERT, Rudolf von Ems (wie Anm. 124), S. 118 f.

128) Jan CÖLLN, *werdekeit*. Zur literarischen Konstruktion ethischen Verhaltens und seiner Bewertung in Rudolfs von Ems *Alexander*, in: Herrschaft (wie Anm. 37), S. 332–357, hier S. 342. Vgl. zum Leitfaden der *werdekeit* auch SCHNELL, »Heide« (wie Anm. 22), S. 48 mit Anm. 14.

129) CÖLLN, *werdekeit* (wie Anm. 128), S. 340. Zur engen Verbindung zwischen Ruhm und *sælde*-Konzept vgl. Florian KRAGL, König Alexanders Glück und Ende in der höfischen Literatur des deutschen Mittelalters im Allgemeinen und bei Rudolf von Ems im Besonderen, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 165 (2013), S. 7–41, bes. S. 22–25.

130) Vgl. dazu auch SCHMITT, Alexander *monarchus* (wie Anm. 126), S. 295.

131) SCHMITT, Alexander *monarchus* (wie Anm. 126), S. 303. Rudolf schafft mit *sundergewalt* gar ein neues Wort, vgl. ebd.

132) Zudem verschont Alexander einige Tyrer. Vgl. LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 52.

Gotes gebote / Gotes geisel, wan er rach / swaz Gote unrehte do beschach (V. 10054–10056)¹³³.

Diese »Einmaligkeit« verdankt Alexander zugleich einer eigenen Willenskraft, die recht eigenwillig konstruiert wird¹³⁴. Er schafft es nämlich, seinen Willen zum Willen der Feinde und der Gefolgsleute werden zu lassen¹³⁵. Auf dieser Fähigkeit beruht der Erfolg seiner Eroberungen; die Kognitionsleistung des Einzelnen wird bei Rudolf zum Bestandteil des Kollektivs¹³⁶. Deutlich wird dieser Gedanke in einer Ratsszene, in der Alexander sein Gefolge auf die anstehenden Schlachten gegen den Perserkönig einstimmt:

›herre, daz sol stân an dir!
 swaz du wilt des volgen wir:
 strît! wir helfen strîten,
 rît! wir helfen rîten
 [...] swaz dû wilt daz wellen wir,
 daz dû tuost des volgent dir
 die dîne willeclîche.
 nie man ist alsô rîche
 man dien dir willeclîcher,
 an kraft ist niemen rîcher.« (V. 6741–6752)¹³⁷.

Auch Alexanders Drohungen, notfalls seine Welteroberungspläne gegen den Willen seines Rates durchzusetzen (V. 15880–15892)¹³⁸, münden schließlich in einer einhelligen Meinung: ›swaz dû wilt, daz wellen wir / und helfen dînes willen dir, / sît es rât niht mac

133) KUGLER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 105 f.; BRÄUER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 16; vgl. auch SCHNELL, ›Heide‹ (wie Anm. 22), S. 62 f.

134) Aber gerade nicht »einer schrankenlosen Willkür und Willenskraft« oder als Medium einer höheren Instanz. KUGLER, Alexander der Große (wie Anm. 19), S. 106.

135) Vgl. auch zur Fürstenunterweisung des Aristoteles und dem geforderten Aspekt der Willensstärke die Verse 1402–1830, bes. V. 1571–1582: ›vüer dîne vîentlîche kraft / úf den vînt mit vîentschaft! / phlic vröuden mit gelimpe / ze ernest und ze schimpe, / sô mahtû grôzes etewaz / wol bejagen deste baz, / ob es alsus dîn herze gert, / dû wirdest es dest ê gewert. / alsus sol dîn gerihte ergân, / sô mahtû guot und êre hân: / dem manne saeledlîche ergât / der sîn reht mir rehte hât.« Vgl. dazu ROY WISBEY, Die Aristotelesrede bei Walter von Châtillon und Rudolf von Ems, in: ZfdA 85 (1954/1955), S. 304–311, S. 305.

136) Mit anderer Gewichtung zum ›König Rother‹ vgl. HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 255. Vgl. auch LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 53. Zur Rolle der Ratsszenen vgl. auch BRACKERT, Rudolf von Ems (wie Anm. 124), S. 314.

137) Bereits vor der ersten Schlacht erfolgt die Ansprache an seine Gefolgsleute: ›und dienet durch den willen mîn / ieglicher siner vrîundîn‹ (V. 7083 f.). Der eigene Wille soll in die Tat umgesetzt werden (V. 1571–1578). HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), S. 256, spricht von einem »Faszinationspotential«, dass das Gefolge letztlich nur dazu da ist, zu ›folgen‹.

138) ›[...] welt ir / wider minen willen mir / râten, sô tuon ich doch nicht / wan daz mir zem besten gihet‹ (V. 15881–15884).

gesîn, / wir leisten al den willen dîn. (V. 15963–15966)¹³⁹. Das Motiv wird noch weiter ausdifferenziert. So zeichnet sich auch sein vorbildlicher Umgang mit den Gefangenen durch den Aspekt der ›Willensübergabe‹ aus: Der alten Mutter des Darius, die in seiner Gefangenschaft lebt, verspricht er etwa: *›wan swaz ir welt, daz wil ich / an êren und an guote‹* (V. 7796 f.)¹⁴⁰. Den Perserkönig wiederum lässt Alexander immer wieder formulieren, dass dieser den eigenen Willen bezwingen und seinen Willen annehmen möge¹⁴¹. An späterer Stelle schließlich setzt ein persischer Fürst Alexanders Friedensapell um, indem er sich Alexander eindeutig unterordnet: *›herre mîn, des wellen wir / mit willen gerne volgen dir. / [...] swaz dîn bester wille sî / daz helfen wir dir enden‹* (V. 15163–15169). In diesem harmonischen Kollektiv ist der Wille des Herrschers zugleich der Wille aller. Bezeichnenderweise fehlt bei Rudolf dann auch das Exempel der Gymnosophisten. Alexanders Fähigkeiten müssen nicht mit einem idealeren Gegenentwurf gekontert werden. Der Wille des Eroberers wird vielmehr zum Markenzeichen einer ethischen Leitfigur, die ihren Willen zum Kollektivwillen werden lässt.

Ganz anders wiederum liest sich die Beurteilung des Eroberers im 15. Jahrhundert. Und so beende ich meine Ausführungen mit Johann Hartlieb, in dessen um 1450 entstandenem Werk (›Die histori von dem großen Alexander‹) Alexander auf andere Art und Weise als eine Idealgestalt gezeichnet wird. Bei dieser ›Chronik‹ (*coronicken*, Z. 6), die im Auftrag Herzog Albrechts III. und Annas von Braunschweig verfasst wurde¹⁴², handelt es sich gleichermaßen um einen Fürstenspiegel und ein Naturkundebuch¹⁴³. Hartlieb stützt sich unter anderem auf die Übertragung des griechischen Alexanderromans durch Julius Valerius, ergänzt seine Quellen aber mit eigenen Kommentaren und Zusätzen¹⁴⁴. Alexander wird als Idealbild eines Herrschers dargestellt und zugleich als ein Mängelwesen; durch beide Bewertungsformen kann er gleichermaßen als Vorbild und mahnendes

139) In gleichem Maße schafft auch Darius einen Willen mit seinem Untergebenen, wie es in einer anderen Ratsszene deutlich wird. Allerdings ist es hier der deutlich falsche, gegen Gott gerichtete Wille, den der Fürst verspricht: *›wir wellen gerne sîn / bereit nâch dem willen dîn / swaz dû wilt, daz wellen wir / und helfen dînes willen dir‹* (V. 14307–14310). Im Gespräch mit den Amazonen floskelhaft: *›daz tuon ich nâch dem willen dîn‹* (V. 17882).

140) So ist auch von Alexanders *hant* die Rede, die in zwölf Jahren alle Länder bezwingt (V. 8053).

141) [...] *daz er mit gewalte mich / twinge gar des willen sîn / und nem an den willen mîn* (V. 8270–8272). Vgl. zu Alexanders Willen auch V. 11535–11556.

142) Vgl. Klaus GRUBMÜLLER, ›Johannes Hartlieb‹, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 3 (21981), Sp. 480–496, hier Sp. 490; sowie LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 67. Hier und im Folgenden zitiert nach Johann Hartliebs ›Alexander‹, eingel. und hg. von Reinhard PAWIS, München 1991.

143) Vgl. dazu Jan-Dirk MÜLLER, *Curiositas* und *erfarung* der Welt im frühen deutschen Prosaroman, in: Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposium Wolfenbüttel 1981, hg. von Ludger GRENZMANN/Karl STACKMANN (Germanistische Symposien. Berichtsbände 5), Stuttgart 1984, S. 252–271, hier S. 254. Vgl. auch KRAGL, Weisheit (wie Anm. 77), S. 416–447.

144) Vgl. LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 66; sowie PAWIS, ›Alexander‹ (wie Anm. 142), S. 66 f.

Exempel für adelige Rezipienten dienen¹⁴⁵). Schlachtenschilderungen finden sich kaum, Hartlieb interessiert sich vielmehr für Machtkonstruktionen¹⁴⁶). Auch hier beherrscht die Frage nach dem freien Willen des Eroberers das Erzählte, wobei die Gymnosophisten- und Brahmanenhandlung dominiert¹⁴⁷). Das alternative politische System geht als ein deutlicher Sieger aus der Disputation hervor. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass Alexander, im Unterschied zu früheren Textfassungen, selbst angetan ist von dem Leben der Gymnosophisten: *Wie Allexander mit den ainueltigen lüten redt* (cap. CXXXXIII): [...] *da hett er gar ein gröss gewallen an in [...]* (Z. 3695 f.). Gemäß der Stofftradition folgt das verständnislose Staunen der Gymnosophisten, warum Alexander alle Strapazen der Eroberungen auf sich genommen habe, ohne selbst unsterblich zu sein, um die Erfolge auch angemessen lang genießen zu können¹⁴⁸):

›Seydt du aber todtleich pist, so sag vns, warumb thuest du so gröss sach, daz du so manigen betruetest vnd das sein nymbst vnd selb nichtt wayst, wie lang du daz behaltten magst.‹ (Z. 3707–3709).

Der Stofftradition entsprechend verweist Alexander erneut auf eine höhere Instanz, genauer auf sein Schicksal. An dieser Stelle nun geht Hartlieb deutlich weiter ins Detail als alle anderen volkssprachigen Texte. Denn sofort betont er das Selbstverständnis Alexanders, nur Diener einer höheren Macht zu sein:

Alexannder sprach: ›Die vrsach meines vmbziechens ist nichtt anders wann ain schickung vnd einfluss der ewigen weyßhait, die von oben ist vnd ich pin der selben diener. Was mir dauon gepotten wierdt, daz thuen ich.‹ (Z. 3709–3712).

Insbesondere wird hier der Aspekt herausgestellt, dass Alexanders Wille durch äußere Einflüsse gelenkt wird und nicht aus sich selbst heraus wirkt. So lässt Hartlieb Alexander schildern, wie er immerzu von einem ›Herren seiner Sinne‹ zur Unrast angetrieben werde, obgleich er selbst zum Stillstand kommen möchte: *›dann so kumbtt der herr meiner synne vnd laitt, weyst vnd kerett mich aber an die großen vnrest vnd muee‹* (Z. 3719–3721). Für Alexander ist dies ein deutliches Zeichen eines göttlichen Willens, der sich an ihm offenbare: *›Dardurch kann ich yee anders nichtt versteen, dann daz die gotter mich also haben*

145) Vgl. GRUBMÜLLER, ›Johannes Hartlieb‹ (wie Anm. 142), Sp. 491; LIENERT, Antikenromane (wie Anm. 16), S. 67; sowie PAWIS, ›Alexander‹ (wie Anm. 142), S. 67–73.

146) Vgl. SCHLECHTWEG-JAHN, Machtgrenzen (wie Anm. 37), bes. S. 285–287, zu Aspekten des Gehorsams und zur Willensstärke des Eroberers.

147) Vgl. zu der Episode auch Werner RÖCKE, Die nackten Weisen der fremden Welt. Bilder einer utopischen Gesellschaft in Johann Hartliebs »Alexander«-Roman, in: Zeitschrift für Germanistik 5 (1996), S. 21–34.

148) Die Gymnosophisten hingegen umschreiben seine Eroberungen recht neutral, nicht positiv als *wunder* (›Straßburger Alexander‹) oder negativ als *ungemach* (Ulrich von Etzenbach). Auch hier fordern sie von Alexander Unsterblichkeit und führen ihm somit die Grenzen seiner Macht vor Augen. In einem Brief betonen sie ihre Weisheit und ihren festen Willen, ihre Gewohnheiten nicht zu wandeln: *nichtt verkeren vnd nicht verwandeln*. (S. 211, Z. 3679). Alexander ist angetan von ihrer Art des Lebens.

wellen.« (Z. 3721 f.). Er habe seinen eigenen Willen, so heißt es weiter, »*gancz in die einfluss der ewigen schickung*« (Z. 3726) gegeben¹⁴⁹⁾; nichts tue er aus einem »*aygem freyem willen*« (Z. 3727 f.)¹⁵⁰⁾.

Was nun folgt, ist die entsetzte Reaktion der Weisen, der ein ganzes Kapitel gewidmet ist: *Wie Allexander vast gestrauft ward von dem ainueltigen volck* (CXXXXV). Die Quintessenz des Kapitels ist die relevante Feststellung: »Wer sich nicht selbst beherrscht, der kann auch nicht herrschen«. Dieses wesentliche Moment im Verhalten eines Eroberers wird also im 15. Jahrhundert im Kontext eines narrativen Fürstenspiegels ganz konkret benannt. Nun wird dieses Erzählmotiv, welches bereits den zweiten Teil des »Straßburger Alexander« beeinflusst, explizit ausgesprochen¹⁵¹⁾:

»Großmöchtiger kunig, seydt du also bezwungen pist mitt deinem gemuett, daz du darynne kain rwe noch rest gehaben magst, so versteen wier wol, daz du dein selbs nichtt gewalttig pist. Wie magst du dann die andern geweltigen. Darumbe begeren wier nichtt deiner genaden noch gab« (Z. 3730–3734).

Im Gegensatz zu den volkssprachlichen Traditionen früherer Jahrhunderte wird Alexanders Schwäche der eigenen Durchsetzungsfähigkeit nun zu einem Legitimationsproblem. Hier greift der Aspekt, dass Herrschaft auf einem »Legitimitätsanspruch« basiert, so Max Weber, und der »Glauben an ihre »Legitimität«« gepflegt werden muss; ohne diesen Anspruch geht der Gehorsam der Gehorchenden verloren – und genau dieses Dilemma wird hier fassbar¹⁵²⁾. Alexanders Willensschwäche wird zu einem Problem der Legitimation und er selbst zum Unwissenden degradiert¹⁵³⁾.

Die dargelegten, einander widersprechenden Weltansichten bleiben nun nicht wie im 12. Jahrhundert gleichermaßen virulent. Alexander scheidet nicht auf Augenhöhe aus dem Rededuell aus. Vielmehr versteht er sich als unterlegen und relativiert seinen Stand-

149) Wenn er mal zum Stillstand kommt, »*dann so kumbt der herr meiner synne vnd laitt, weyst vnd kerecht mich aber an die großen vnrest vnd mueue. Dardurch kann ich yee anders nichtt versteen, dann daz die gotter mich also haben wellen. Wann ich betracht offt vnd vil, daz alle mennschen nichtt von ainem einfluss sein. Daz gibtt mir anlayttung, daz wier nichtt aines willen sindt*« (Z. 3719–3724).

150) Vgl. STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 347. Im Wortlaut eines Gottes wird der freie Wille erneut erwähnt: *Daz stett nun nichtt an den gottern, wann der mensch hatt seinen aygen, freyen willen; er mag leben, wiee er wil in mass oder vnmass* (Z. 4236 f.). An späterer Stelle aber preist er den menschlichen, freien Willen.

151) STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 347, versteht die Episode als »Exempel für einen falschen Sternenglauben«.

152) Max WEBER, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie, 5. rev. Aufl., Tübingen 1990, S. 122. Herrschaft bedeutet die Chance, »für einen Befehl Fügsamkeit zu finden« (ebd., S. 29). »Im Fall der charismatischen Herrschaft wird dem charismatisch qualifizierten Führer als solchem kraft persönlichen Vertrauens in Offenbarung, Heldentum oder Vorbildlichkeit im Umkreis der Geltung des Glaubens an dieses sein Charisma gehorcht« (ebd., S. 124). Zum Aspekt des Gehorsams ebd., S. 123.

153) Im Dialog mit Dindimus wird aus dem »souveränen Herrscher[] und Welteroberer[]« eher die »Figuration des Dummkopfes«. BACHORSKI, Briefe (wie Anm. 61), S. 385.

punkt¹⁵⁴: Er sieht ein, dass das weise Volk mächtiger sei als er selbst: *Dann wie wol er große lanndt bezwungen hett, noch dann mocht er sein gemuet vnd sich selber nicht bezwingen.* (Z. 3738 f.)¹⁵⁵. In dieser Diskussion um »Determination und Willensfreiheit« steht also »Alexanders Unfähigkeit zur Selbstbestimmung und damit die Verwerflichkeit seines Handelns« im Mittelpunkt, die seine Taten abwertet¹⁵⁶. Eindeutiger Sieger der Disputation sind die Gymnosophisten, die den Eroberungsdrang Alexanders negieren¹⁵⁷. Im Fürstenspiegel zählt an dieser Stelle die weise Einsicht und die Bescheidenheit mehr als der Wille zur Eroberung; explizit werden *Warhaitt vnd beschaydenhaitt* auch an anderer Stelle des Textes als wahre, gottgewollte Tugenden genannt (Z. 4252). Vertieft wird dieser Gedanke in der sich anschließenden Begegnung mit den Brahmanen und ihrem König Dindimus. Durch einen Briefwechsel wird Alexander von der Weisheitslehre des Königs überzeugt und er beginnt, die völlige Abwesenheit des eigenen Willens bei den Brahmanen zu bewundern: *wann sy prawchen nichtt des willens, der in von natur angeporen ist, wann sy mainen vnd schätzen, daz sy kchawm wierdig sein, daz sy geporen sindt* (Z. 4891–4893). Die Episode mündet in einem raumsymbolisch interessanten Treffen der beiden Protagonisten, welches die Über- und Unterlegenheit sehr deutlich werden lässt:

Wie Allexander selber kom zu Dindimo, wann er wolt zu Allexandro nit komen (cap. CCXII). [...] Ob Dindimus auffstuetndt? Nayn. Ob er in emphieng? Nayn. Er sazz still. Alexannder sazz zu seinen fuessen vnd sprach gar mit beschaydener stymb: »O Dindimus, pyss gegruet. Ich pin zu dier komen, wann du wolttest nicht zu mir komen.« (Z. 5011–5014).

Im Folgenden schließt sich ein Kapitel an, in dem der Wille Alexanders endgültig seine Bedeutsamkeit verliert: *Wie die vernunft wider den willen ficht* (CCXV). Alexander wird vorgeworfen, dass sein Wille, Blut zu vergießen, stärker sei als seine Vernunft. Sein Wille sei Opfer einer bösen Gewohnheit, die ihn immer weiter antreibe, ein Land nach dem anderen zu bezwingen: *wann dein will begertt anders nichtt, dann die lwett vnd menschen begießen mitt irem aygen pluett* (Z. 5049 f.); *Also hatt dein will kain ersattunge, darumb pist du in ewiger sorgfelttigkaitt vnd gewynnest nymmer rwee noch rest.* (Z. 5057–5059). Alexanders Willensschwäche, so der König weiter, äußere sich darin, dass er seine guten Ratschläge sicherlich nicht befolgen könne (Z. 5078 f.). Nach einer ausführlichen Fürstenlehre verspricht Alexander daher seinen Willen zu ändern: *Auch so wil ich sameln mein*

154) Vgl. KUGLER, Streitgespräch (wie Anm. 82), S. 71.

155) *Allexander wardt hoch geschlagen in seinem gemuet vnd gedacht, daz er allain kchnecht, vnd nicht herr war vnd verstuetndt wol, daz die ainfolttigen ynwner des lanndes oxidraces all großer herren wären, danne er.* (Z. 3735–3738).

156) STACKMANN, Gymnosophisten-Episode (wie Anm. 13), S. 348. Vgl. auch Trude EHLERT, Die Aufwertung der theoretischen Neugierde. Johann Hartliebs »Alexander« zwischen theologischer Legitimation und rationaler Selbstbehauptung, in: Saeculum 38 (1987), S. 178–192, bes. S. 189 f.

157) Vgl. KUGLER, Streitgespräch (wie Anm. 82), S. 68 und S. 71.

gemuett vnd daz in ainen pezzern willen laytten vnd keren, dann ich piss her gethann hab. (Z. 5306 f.). Das aber gelingt ihm nicht recht, der Modus des Eroberers fordert einfach eine Willenskraft, die in den Augen der asketischen Völker eine Sünde darstellen muss.

III.

In allen Erzählungen resultieren die Beurteilungskriterien für die Darstellung Alexanders aus der Art und Weise seiner Eroberungen. Dabei wird zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert die Kognitionsleistung der Willenskraft zum zentralen Thema, um zwischen einem Tyrannen und einem heilsgeschichtlich legitimierten Welteroberer zu differenzieren. Der literarische Personenkult um Alexander ist ein Kult um seine Willensstärke, die ein und dieselbe Tat je nach Erzählkontext ab- oder aufwertet, indem ihr variierend die Vernunft, eine höchste *craft*, der rechte Glaube oder eine transzendente Macht entgegengestellt werden. So wird der Eroberungswille Alexanders in feudalhöfischen Erzählkontexten mit kollektiven Willensäußerungen, dem Rat kluger Leute oder auch mit dem Willen Gottes konfrontiert. Gerade im christlichen Kontext ist der Wille zur Eroberung zumeist ambivalent beurteilt, kann er doch leicht zum Zeichen der *vanitas* oder *superbia* werden. Das Motiv vermag daher die Diversität diskursiver Rechtfertigungen von Eroberungsleistungen aufzuzeigen.

Insbesondere der frühhöfische ›Straßburger Alexander‹ vereint zahlreiche Aspekte und hält die Spannungen zwischen dem Willen des Eroberers und anderen Werten ganz unterschiedlicher Konvenienz aus. Obgleich der Erzähler angesichts der Eroberungen von *mort* spricht, oder Darius und Porus ihn *rouber* nennen, Alexanders Wille bleibt positiv konnotiert bis die Eroberungen abgeschlossen sind. Kein Wort von *superbia*, der Eroberer zeichnet sich durch kluge Kognitionsleistungen aus. Erst im zweiten und dritten Teil wird dem *willen* die *mâze* entgegengesetzt. In den späteren Jahrhunderten aber werden eindeutiger Urteile entworfen, die Ambiguität der Willensstärke des 12. Jahrhunderts verliert sich. Es dominiert eine, die andere ausschließende Erzählabsicht: Im 13. Jahrhundert ist es das einseitige Lob des Eroberers bei Rudolf von Ems, wenn die wahre Macht darin begründet liegt, den eigenen Willen in der Mischung aus psychologischer Strategie und philosophischer Tugendethik zum Willen aller werden zu lassen¹⁵⁸⁾. Im 15. Jahrhundert dominiert bei Hartlieb die Idee, dass eine Fremdherrschaft der Selbstbeherrschung bedarf. Angesichts der eigenen Unterlegenheit Alexanders unter einen höheren Willen wird das Bild eines nachdenklichen, ja einsichtigen Eroberers gezeichnet, der seine Fehler erkennt und damit zum Vorbild werden kann. Dennoch vermag er sich nicht gänzlich dem Einfluss seines Eroberungsdranges zu entziehen. So hätte

158) Vgl. den Ansatz von HÜBNER, Kognition (wie Anm. 25), bes. S. 255.

Hartlieb sicherlich das inszenierte Sinnbild aus dem Drama von Hans Sachs gefallen, mit dem diese Ausführungen begonnen wurden.

SUMMARY: A LITERARY JUDGMENT OF THE CONQUEROR: ALEXANDER'S WILL AND THE LEGITIMIZATION OF RULERSHIP IN THE MIDDLE HIGH GERMAN POETRY OF ALEXANDER

Alexander's campaigns of conquest led within the shortest amount of time to a cross-border rulership over foreign empires and afterwards to a vivid literary reflection of it in all kinds of genres. Between the 12th and 16th century his exorbitant conquests are the topic of numerous vernacular texts, in which the literary picture of Alexander is varied and shaped by normative tensions. Hence this heterogeneity in the literary judgment of the conqueror, who could only be stopped at the gates of paradise, offers a great opportunity to follow the various discursive justifications on a (diachronic) longitudinal basis. Just as it was stated in the exposé to this conference as a desideratum.

More concretely, I will examine the literary conditions which validate the medieval knowledge about the legitimization of conquests and foreign domination. These conditions are being referenced among others to the cognitive abilities of the conqueror, more specifically to his »mental qualities« and the »determination and spirit«, comparable to Robert Bartlett's depiction of the Norman conqueror (p. 109). By examining the Middle High German source terms *wille* and *muot* these intentions which shaped the »conqueror's narrative« across all genres can be grasped quite purposefully. The cognitive performance of strong-headed determination becomes a central topic in the medieval narratives – in order to distinguish between a tyrant and a world conqueror who is legitimized by salvation history. Therefore, the literary scenes in which the intentions of conquest are met by resistance are of special interest. Are conquests based on the will of God, on the heroic nature of a conqueror or can they rather be understood in a »political« sense? To answer these questions this examination focus on the early courtly »Strasbourg Alexander« (12th century); in addition, the »Alexander« by Rudolf von Ems (13th century) and the »Alexander« by Johann Hartlieb (15th century) are taken into account.

